

Wiener Zeitschrift für Volkskunde.

(Vormals Zeitschrift für österreichische
Volkskunde.)

Herausgegeben vom
VEREIN FÜR VOLKSKUNDE
in Wien.

Geleitet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt
unter Mitwirkung von
Prof. Dr. Arthur Haberlandt

XLII. Jahrgang 1937.

Mit 4 Textabbildungen.

Mit Titel und Inhaltsverzeichnis des 42. Jahrganges.



Inhalt des XLII. Jahrgangs.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

	Seite
Rudolf Kriss: Eine Schrecklarve aus Oberösterreich (mit 1 Abb.)	1
Alexander Issatschenko: Ergänzende Bemerkungen zu Obigem	3
Werner Lyngge: Zur süddeutschen Spielart des Sommer- und Winterstreits	4
Karl Bacher: Volkskundliches aus Waltrowitz, Bez. Znaim, Südmähren	11
E. R.: Von einem Volkslied und einem Volk	16, 33
M. Lang-Reitstätter: Wald und Holz in Villgraten	65
Anton Schipflinger: Die Almgeister aus dem Brixental	81
Arthur Haberlandt: Die Rauchstube eines alten Einheitshauses im Kitzbüheler Lande	89
Anton Schipflinger: Burschenbrauch um Martini	96
A. Haberlandt: Der Atlas der Deutschen Volkskunde	97

Berichte.

Jahresbericht 1936 des Vereines und Museums für Volkskunde	26
Bericht über die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien	56
Vereinsbericht	59
Wettbewerb (Verlautbarung)	64

Literatur der Volkskunde.

Buchbesprechungen Nr. 1—42 18—25, 60—64, 83—88, 100—104	
---	--

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Eine Schrecklarve aus Oberösterreich.

Von Rudolf Kriss, Wien—Berchtesgaden.

Mit 1 Abbildung.

Die Diskussion über die Echtheit einer Schrecklarve aus Kärnten, die vor kurzem in dieser Zeitschrift geführt wurde (Eine Schrecklarve aus Kärnten, von A. V. Issatschenko, 1935, S. 106 ff.) und die Entgegnung von Georg Graber, 1936, S. 30) veranlaßt mich, einen durchaus ähnlichen Fund aus Oberösterreich zu veröffentlichen.



Die hier abgebildete Larve, die ich vor drei Jahren erwarb, hing am Stalle des Schamberger Anwesens in Holzling, Gemeinde Pram (Bezirkshauptmannschaft Ried im Innkreis) und hatte den Zweck, das Vieh vor bösen Einflüssen zu schützen. Der Kopf ist 25 cm hoch, ziemlich sorgfältig geschnitzt und besitzt als wichtigstes Charakteristikum einen weitgeöffneten Mund mit herausgestreckter Zunge. Der Kopf sei „schon immer“ dort gehangen. Im Gegensatz zu der neueren Kärntner Maske aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weisen sämtliche Kennzeichen der oberöster-

reichischen Maske auf ein weit höheres Alter hin. Das linksseitig gescheitelte halblange Haar scheint an die Haartracht des 17. Jahrhunderts zu erinnern, worauf auch die schnitztechnische Ausführung hindeuten dürfte. Die gesamte Gesichtsfäche ist mit Leimfarbe naturfarben bemalt. Im Gegensatz zu dem naturalistisch geschnitzten Kopfhaar sind Augenbrauen und Schnurrbart nur mit schwarzen Pinselstrichen aufgemalt. Ähnlich der Kärntner Maske besitzt auch die oberösterreichische weit aufgerissene Augen. So weit die Fundbeschreibung. Es ergibt sich zunächst, daß die Bezeichnung Larve nicht genau zutrifft, denn es handelt sich wie bei dem Fund von Issatschenko um keine Larve zum Aufsetzen, sondern um eine maskenartig geschnitzte massige Holzplastik, wie auch Issatschenko seinen Fund gelegentlich bezeichnet.

Dieses oberösterreichische Belegstück würde allein genügen, um Grabers Entgegnung, es handle sich bei dem Kärntner Fund nicht um einen Abwehrzauber, sondern um eine zum Zeitvertreib spasseshalber gemacht Arbeit, abzulehnen, ganz abgesehen davon, daß solche Antworten typisch sind, wenn das Volk einem fremden Befrager eine Auskunft verweigern will. Machen wir jedoch erst einmal den Versuch, diese scheinbar vereinzelt Funde einem weiteren Vorstellungskreise einzuverleiben, so stoßen wir auf eine solche Fülle verwandten Materials in der ganzen Welt, daß die gedankliche Zuordnung der genannten Funde nicht mehr zweifelhaft erscheinen kann. Ich verweise dabei in erster Linie auf das monumentale Werk von J. H. F. Kohlbrugge, Tier- und Menschenantlitz als Abwehrzauber (Kurt Schroeder, Bonn, 1926). In unserem Zusammenhang sind besonders Kapitel B „Griechenland und die von ihm beeinflussten Länder“ (S. 10 ff.) und Kapitel C „Nord-europa“ (S. 22 ff.) wichtig. Auf Seite 14 ff. sind zahlreiche Gorgonenhäupter mit heraushängender Zunge abgebildet und beschrieben, wie sie als Giebelsteine, Amulette, auf Vasen und anderen Gegenständen in Abwehrbedeutung vorkommen, deren große Verwandtschaft mit unserem oberösterreichischen Kopf augenfällig ist. Wir sehen, wie im gleichen Kulturkreise zu sehr verschiedenen Epochen aus den nämlichen Vorstellungen dieselben sichtbaren Gestaltungen erstehen, die sich lediglich durch gehobenere oder primitivere Formgebung unterscheiden.

Noch lehrreicher sind die uns räumlich wie zeitlich weit näherstehenden nordeuropäischen Belege. Dabei braucht man nicht so sehr die mehr oberflächlichen Dämonenköpfe auf den Kirchen

(Kohlbrugge, S. 23 ff., S. 29 mit zahlreichen Abbildungen) als die volkstümlichen Neidköpfe an den Bauernhäusern in verschiedenen Gegenden Deutschlands ins Auge zu fassen. Menschliche Gesichter und Masken dieser Art und Bedeutung, gewöhnlich als „Neidköpfe“ bezeichnet, kennt man nicht nur im Bergischen (Schell, Abwehrzauber am bergischen Haus, Globus, Bd. 91, 1907, S. 335) sondern sie kommen vereinzelt auch an städtischen Gebäuden wie zum Beispiel in Berlin vor (Das Haus Nr. 38 in der Heiligengeiststraße zu Berlin, Melusine, 1898/99 S. 158). Reiches Material brachte neuerdings Robert Mielke (Neidinschriften und Neidsymbole; Niederd. Zs. f. Vk. 1932), der auf S. 183 ff. sogar eine Zusammenstellung von Neidköpfen an Wohnhäusern gab. Hieher gehören auch die sogenannten Kopfziegel aus Oberbaden, Hohlziegel mit aufgesetzten Köpfen als Giebelschmuck, über die uns Hugo v. Preen an Hand einer Reihe von Zeichnungen unterrichtet hat (Kopfziegel, ein Giebelschmuck aus Oberbaden, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, 1908, S. 277 ff.).

Mag also auch die besondere Formgebung des abwehrkräftigen Menschenantlitzes in Gestalt eines holzgeschnitzten Gesichtes, wie es unsere beiden bisher belegten Streufunde aus Kärnten und Oberösterreich zeigen, selten sein, über ihren Sinn, wie auch darüber, daß sie als Zeugnisse für einen in ganz Deutschland verbreiteten Volksglauben zu gelten haben, kann kein Zweifel bestehen.

*

*

*

Ergänzenden Bemerkungen von Alexander Issatschenko
gibt die Schriftleitung im Nachstehenden gern Raum.

Die Ausführungen Rudolf Kriss' erhärten die von mir in der Novemberfolge 1935 (S. 107 ff.) dieser Zeitschrift aufgestellte Behauptung, daß das Auftauchen von Schrecklarven in den Alpenländern nicht als eine launische Einzelerscheinung, gewertet werden kann und daß es sich im Falle der Neidmaske aus dem Innviertel, wie auch bei der Kärntner Larve um Reste eines, wie es scheint, verbreiteten Aberglaubens handelt. Herr Graber hat nun in seiner Erwiderung auf meinen obenerwähnten Aufsatz die magische Kraft des von mir beschriebenen Kopfes in Abrede zu stellen versucht und sich dabei auf das unansehnliche Alter des Schnitzwerkes gestützt. Eine Umfrage im Auffindungsort Globaßnitz, sowie in den um-

liegenden Ortschaften (Jaunstein, Wackendorf, St. Stefan) bestätigte aber neuerdings, daß selbst die ältesten Dorfbewohner „schon immer“ die Larve am Stall des Keischlers an der Straße zum Hemmaberg befestigt wissen wollten. Es würde auch das verhältnismäßig junge Alter der Larve an sich noch nicht gegen die Vermutung sprechen, dem Verfertiger des Fetischs sei eine magische Absicht vorgeschwebt. Daß aber die Maske im Sommer 1932 tatsächlich als Schutz gegen Viehseuchen und -sterben von ihren Besitzern angesehen wurde, ist keine Vermutung, die widerlegbar wäre, sondern eine Tatsache, was aus dem Verhalten der Mutter Uogər und ihres Sohnes hervorgeht, die mir sowie meinem Begleiter Herrn Dr. Viktor Paulsen aus Klagenfurt die Schutzfunktion der Larve, wenn auch lächelnd, erklärten und erst nach mehrstündigem Zureden dazu zu bewegen waren, den Fetisch vom Stall zu entfernen. Es darf wohl mit Anspruch auf Allgemeingiltigkeit behauptet werden, daß ein so charakteristischer Kopf, wie er nunmehr in zwei weitgehendst übereinstimmenden Spielarten vorliegt, nicht bloß „zum eignen Zeitvertreib und spasseshalber“ geschnitzt und an einem Viehstall angebracht wird, sondern daß einer solchen Handlung noch etwas Anderes, im uralten Aberglauben wurzelndes zugrunde liegen muß. Abschließend sei noch gesagt, daß die in meinem zitierten Aufsatz angegebene Schreibweise Ueger statt Uogər (mit genäseltem o in der ersten, und flüchtigem e in der zweiten Silbe), wie die Schriftleitung bestätigt, auf einen bedauerlichen Druckfehler zurückgeht, während die von Graber angegebene Form Logar nicht jauntaler-slowenisch, sondern schriftsprachlich ist.

Zur süddeutschen Spielart des Sommer- und Winterstreits.

Von Werner Lyngø, Wien.

Das Sommer- und Winterspiel, ein Frühjahrsbrauchtum, im Kampf oder Wortstreit der Vertreter beider Jahreszeiten bestehend, fand seit J. Grimm dauernde Beachtung. Wurde es einerseits für uralt gehalten, als Rest einer germanischen Frühlingsfeier, Ueberbleibsel animistischer Vorstellungen oder des Zauberglaubens gedeutet, so sahen andere das Ergebnis eines Bedeutungswandels mißverständener Brauchtumsfiguren oder des Einflusses mittelalterlicher Streitgedichte in ihm.

Die vorhandenen Gesamtabhandlungen, meist literarischer Natur oder sich mit dem Kampfspiel befassend, erwecken im Leser den Eindruck, als würde es sich dabei um ein einheitliches Spiel mit örtlichen oder zeitlichen Abarten handeln und es wäre brauchmäßig über ganz Europa, ja in Uebersee bei Primitiven verbreitet. Beides ist nicht der Fall. Vielmehr herrscht eine überraschende Fülle von Formen, selbst in seinem geschlossenen Verbreitungsgebiet, während dieses als ziemlich begrenzt angenommen werden kann, denn brauchmäßig deckt es sich ungefähr mit dem hochdeutschen Mundarten, allerdings an Nord- und Südgrenze Räume freilassend. Vereinzelt finden sich auch im jüngeren Inseldeutschtum des Südostens und im mittleren Norddeutschland. Im Mittelalter war es auch in skandinavischen Ländern vorhanden, jedoch nicht als Bauernbrauch, sondern die Träger sind Magistrat und städtische Gildenschaften, daher ein Ueberwiegen ritterlicher Formen. Die vorhin erwähnten norddeutschen Spielreste sind wohl auch nur Mitbringsel oberdeutscher Kolonisten des 18. Jahrh. und nicht altbodenständig. Als Brauchtum außerdeutscher Völker, die keltische Insel Man ausgenommen, ist es bis heute nicht nachweisbar, doch sind uns aus dem mittelalterlichen Frankreich und vom Niederrhein eine ziemliche Anzahl Texte erhalten, die sich durch ihre Form und andere Merkmale als Erzeugnisse Fahrender dartun. Das Gemeinsame dieser Gruppe, einschließlich des flämischen Dramas des 13. Jahrh., ist die den deutschen Spielen fremde Grundformulierung, daß Sommer und Winter ohne Kampf ewiglich einander folgen müssen, eine Vorstellung, die sich bereits in der Edda findet. Englische und italienische Spiele, gewöhnlich als Beweis des Vorkommens in jenen Ländern angeführt, haben sich inzwischen als Uebersetzungen jener französischen Lieder erwiesen. Nur erwähnt seien die nicht aus den Sommer- und Winterspielen abzuleitenden Vierjahreszeitspiele, Herbst und Mai, und endlich jene Bräuche, Lieder und Feste, die auf Grund verschiedener Ursprungstheorien infolge Aehnlichkeiten mit unseren Spielen als solche erklärt wurden.

Ist die Verbreitung begrenzt, so sind die Arten umso mannigfaltiger. Die Träger können ganze Gruppen, Wortführer mit Chor oder Einzelfiguren sein. Neben Kämpfen ohne Worte oder durch einen an sich unbeteiligten Chor begleitet, findet man Textspiele mit und ohne Kampf, wechselnden Siegern, ja ohne jede Entscheidung; neben einmalig aufgeführten Bräuchen Umziehspiele,

oft über weite Strecken bis zur berufsmäßigen Ausübung, in der Kleidung und der Ausrüstung alle Arten vom einfachen Hochzeitsladerstab bis zur vollen Maske, so daß hier wohl kaum ein einheitliches Spiel vorliegt, sondern Reste verschiedenen Ursprungs und verschiedener Zeiten bunt durcheinander gewürfelt sind.

Das Folgende will nun einen Beitrag zur Einteilung des umfangreichen Stoffes liefern.

Es wurde das Sommer- und Winterspiel für Skandinavien aus den Frühlingskämpfen größerer Scharen beeinflußt durch höfische Ritterdichtung, für Süddeutschland jedoch aus der gelehrten Dialogliteratur des 16. Jahrhds. abgeleitet¹⁾). Zweifelhaft erscheint dem Verfasser, ob die Gruppenspiele Kärntens und Steiermarks ein Bindeglied zwischen den Gruppenkämpfen Schwedens und den einfigurigen Spielen neuesten Typus, des in Wort und Tat ausgeführten Sommer- und Winterspieles darstellen. Abgesehen davon, daß Wort und Tat in den neueren Spielen durchaus nicht gleich sind, so daß man kaum von einem einzigen neuesten Typus sprechen kann, wären die seit dem 18. Jahrh. sich findenden Gruppenspiele mit Anführern vorerst unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, ob sich darin wenigstens eine Einheit findet.

Außer den oben Angeführten finden wir noch eines, in zwei Fassungen mitgeteiltes, aus Franken²⁾), nebst der Nachricht derartigen Brauches in einem Thüringer Operntext von 1630³⁾).

Die vierpersonigen Spiele⁴⁾), in Rechnungen bayrischer Klöster im 17. Jahrh. erwähnt, dürften auch dieser Art angehören, da nach der Eintragung „sie sangen den Sommer und Winter“ Mosers Auffassung der zwei Ueberzähligen als Chor richtig sein dürfte. Ein Jahreszeitenspiel ist für jene Gegenden nicht belegt und würde auch nicht als Sommer und Winter bezeichnet worden sein.

Hingegen sind Formen mit nur einem Begleiter, der neben seiner Vorläuferrolle auch einer Partei hilft, wie in den Ennstaler⁵⁾) und Slowakischen⁶⁾) Spielen, als Gruppenkämpfe mit Anführern

1) H. Moser, Zur Geschichte des Sommer- und Winterkampfspiels, Bayrischer Heimatschutz, München 1933, XXVII, 33 ff.

2) F. W. Frh. v. Dittfurth, Fränkische Volkslieder, Leipzig 1855, II, Nr. 378, W. Hensel, Das aufrecht Fähnlein.

3) L. Erk-Böhme, Deutscher Liederhort, 1925, III, Nr. 1073.

4) H. Moser, a. a. O.

5) J. R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark, Wien 1915, I, 119.

6) A. Damko, Volksdichtungen aus Kuneschhau, Karpathenland, Reichenberg 1931, V, 24.

nicht aufzufassen. Auch die Spiele der Pfalz⁷⁾ gehören nicht, wie Moser meinte, zu dieser Gruppe, denn dort sind Sommer und Winter ein Spiel neuesten Typus ohne Chor, zu dem sich, davon völlig unabhängig in weiteren revueartigen Szenen, buntscheckige Reste von Fastnachtsscherz, mit Anklängen an Hirtenbrauch und Hirtensitte⁸⁾, gesellen.

Zweifelhaft sind Nachrichten über Gruppenkämpfe mit Anführern, jedoch sehr ungenauer Ortsbestimmung wie Süddeutschland, Schwaben⁹⁾, die sich nur in Zusammenstellungen verschiedenen Brauchtums finden, ohne durch Einzelnachrichten belegt zu sein. Sie scheinen in Wirklichkeit vom Niederrhein¹⁰⁾ zu stammen, obwohl sie in neueren Volkskunden dieses Gebietes nicht erwähnt werden. Der Text zeigt keinerlei Aehnlichkeiten mit allen anderen Spielen des deutschen Sprachgebietes, hingegen kommen zwei Verse daraus, wohl als Wanderstrophe, in einem Sommertagsansingelied Frankfurts¹¹⁾ und als Stabaustext¹²⁾ vor. Vielleicht liegt bezüglich ihrer Verbreitung eine Verwechslung mit den badischen Pfingstritten vor, die öfters als Sommer- und Winterspiel erklärt wurden¹³⁾. In der Ausführungsweise stimmen sie ziemlich, zwar teilweise ohne Pferde, mit dem Bericht des Olaus Magnus überein, so daß sich hier vielleicht doch Spuren einer sonst selbständigen Spielgruppe finden, die eher ein Bindeglied zwischen der schwedischen und der mittelrheinischen Form ohne Worte darstellen könnte.

Für die oben angeführten Gruppenspiele liegt ihre Art, der zweifelhaften Nachrichten und verschiedenen Ausführung wegen, wohl zu fern, um dazugerechnet zu werden. Denn das jenen Gemeinsame liegt in der vollkommenen Kampflosigkeit, ja meistens wird das Bekenntnis, der Sommer sei der Herr, der Winter der Knecht ohne Drohung gegeben. Nur bei einer der fränkischen Fassungen erfolgt ein Hinausweisen des Winters, wie denn diese Spiele eigentlich textlich, der Mehrzahl ihrer Strophen nach, zu den

⁷⁾ A. Becker, Pfälzer Frühlingsfeiern, Hessische Blätter für Volkskunde 1907, VI, 152.

⁸⁾ A. Becker, Pfälzer Volkskunde, Bonn 1925, 306.

⁹⁾ R. Reichardt, Die deutschen Feste in Sitte und Brauch, Jena 1914, 84. A. Sach, Deutsches Leben im Mittelalter, I, 351.

¹⁰⁾ Montanus, Die deutschen Feste, Iserlohn 1854, I, 25.

¹¹⁾ F. A. Reimann, Deutsche Volksfeste, Weimar 1839, 17.

¹²⁾ W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion, Göttingen 1844, 138.

¹³⁾ K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, Bonn 1887, 29, 580.

neuesten bayrischen Typus gehören würden. Gemeinsam ist ihnen allen außerdem die Ausrüstung des Chores mit Geräten, die die Tätigkeiten der betreffenden Jahreszeit nachahmend, bewegt werden. Bei den neuesten Typen finden wir dies sehr selten, überwiegend vereinzelt Gesten oder zum Abschluß jeder Strophe Schläge gegeneinander oder gegen den Boden.

Die Texte dieser Spiele gehen bezüglich der Kärntner- und steirischen Spiele fast vollständig auf das Straubinger Flugblatt von 1580¹⁴⁾ zurück, das, wohl als erstes zur brauchmäßigen Darstellung verbreitet, so eigentlich die Textform dieser Spiele darstellt.

Das Millstätter Spiel¹⁵⁾ ist vollkommen identisch, nur die Strophen 13, 14, 23, 24 weichen ab, bei sechs derselben sind kleine Wortveränderungen, die sich der nächsten Fassung, der Gurktaler¹⁶⁾ nähern, von deren 22 Strophen 15 dem Flugblatt entstammen, das auch jedweden Kampfmomentes entbehrt, während von den 14 Strophen des steirischen Spieles¹⁷⁾ und den 17 bzw. 12 der fränkischen Fassungen je 6 ihm entnommen sind.

Vielleicht handelt es sich bei dem Ettaler und Neumarkter Spiel auch um eine Aufführung des nur sechzig Jahre älteren Flugblatttextes, zu dem Werlin¹⁸⁾ sechs Jahre nach der ersteren Rechnungseintragung die Melodie veröffentlichte.

Sieht man von Franken, das eigentlich textlich eher dem neuesten Typus angehören würde, wenn auch die wichtigsten, zwar etwas zersungenen Strophen und die Ausführungsart es der besprochenen Gruppe zuweisen, ab, so fällt auf, wie gering das Strophenerbe des Flugblattes und seiner Nachfolgespiele in den neuesten Typen ist. Läßt man die fast allen Sommer- und Winterspielen gemeinsamen „Herr und Knecht“, „Reisen ins fremde Land“, außeracht, so finden wir von Strophen des Flugblattes in zwei Spielen des Innviertels 5, in der Pfalz 4, in Salzburg 2, in der bayrischen und westböhmisches Gruppe nur je eine einzige Strophe wieder. Die nordböhmisches und schlesisches Gruppe, sowie die Spiele der Schweiz und Badens enthalten nichts davon. Noch geringer ist der Anteil der im Flugblatt nicht enthaltenen Strophen

¹⁴⁾ L. Uhl and, Alte hoch- u. niederdeutsche Volkslieder, 1844, I. 1, 23.

¹⁵⁾ G. Graber, Volksleben in Kärnten, Graz 1934, 224.

¹⁶⁾ K. Klier, Der Streit zwischen Sommer und Winter, Das deutsche Volkslied, Wien, XXX, 7.

¹⁷⁾ A. Schlosser, Deutsche Volkslieder aus Steiermark, Innsbr. 1881.

¹⁸⁾ Fr. M. Böhm, Altdeutsches Liederbuch, Leipzig 1913.

der Nachfolgespiele. Es gibt vom Gurktaler nur eine in dem eine merkwürdige Mittelstellung einnehmenden Spiel aus Ostermiething und die steirische Form hat ebenfalls nur die in böhmischen und schlesischen Fassungen sich findende „Brücke im Eis“ mit anderen gemeinsam. Absonderlicher Weise bezieht sich der Unterschied hauptsächlich auf das Fehlen sämtlicher Strophen, die gewisse Tage, wie Johannis, Bartholomäus usw., enthalten. Sie bilden bei allen Spielen der neuesten Typen von der Schweiz bis Schlesien einen Großteil des Inhaltes, kommen aber andererseits in den französischen Spielen des 15. Jahrhts. vor. Bei der weiten Verbreitung gleicher Motive in allen Gruppen der neuesten Typen überrascht diese geringe Aehnlichkeit, so daß man annehmen könnte, es lägen hier Reste einer älteren, heute weithin überdeckten Gruppe von kampflösen in Chören abgehaltenen Sommer- und Winterspielen vor. Das dem Operntext von 1630 zugrunde liegende Spiel scheint, da er nach dortiger Angabe dem Original nachgebildet sein soll, ebenfalls kampflös gewesen zu sein. Von einem zentralen Ursprung (Straubing) sich ausbreitend, haben sie sich nur an den Grenzen der neuzeitlichen Verbreitung dieser Spiele überhaupt, im gebirgigen Süden (Alpenländer) dem Original getreuer, im verkehrsreichen Norden (Franken) bereits stark von den heute den Mittelteil besetzenden neuesten Typen beeinflußt, bis ins 19. Jahrht. erhalten können. Heutzutage sind auch die letzten Reste dieser Gattung wohl restlos verschwunden, entweder ist das Spiel, wie in der Steiermark und dem größten Teile Kärntens, überhaupt abgekommen, oder es ist, wie im Gurktale¹⁹⁾, gerade so wie die ihm gleichzeitigen Vierjahreszeitenspiele des Salzkammergutes von den einfigurigen Kampfspielen Salzburgs verdrängt worden²⁰⁾. Auch im Ursprungsort des Flugblattes gibt es zu Ende des 19. Jahrhts. ein Spiel²¹⁾, das nur den Refrain mit ihm gemein hat, was übrigens die meisten neuesten Typen tun, also wohl dem Märktler oder den Fürstenfeldbruckerspielen nahe stehen dürfte.

Zu der oben bezeichneten Gruppe von Sommer- und Winterspielen scheint auch Folgendes in gewisser Beziehung zu stehen. Alle diese Spiele, mit Ausnahme einer fränkischen Fassung, beginnen mit dem Vers:

¹⁹⁾ Mündliche Angaben des Monteurs Sax, 1932.

²⁰⁾ Angabe Frau Walburga Lackner, Bad Ischl, Reiterndorf 1927.

²¹⁾ Mitteilungen für bayrische Volkskunde, Würzburg 1902.

Heut ist auch ein freudenreicher Tag,
daß man den Sommer gewinnen mag,

der in keinem Spiel mit Einzelfiguren vorkommt. In den Stadtrechnungen Laufens am Inn kommt der Name Sommergewinn das ganze 16. Jahrh.²²⁾ vor. Daß darunter das Sommer- und Winterspiel zu verstehen sei, ist aus Urkunden des 17. Jahrhts. geschlossen worden²³⁾, wo das Spiel als Schifferbrauch ausdrücklich erwähnt wird. In Mainfranken finden wir den Ausdruck in der Mitte des 18. Jahrhts. für ein Volksfest, von dem uns allerdings nur ein Ansingelied²⁴⁾ erhalten ist, das neben der Ostervorfreude auch Neujahrswünsche enthält. Und endlich heutzutage noch in Eisenach²⁵⁾, dessen Volksfest 1286 erstmalig als Flurumgang²⁶⁾ erwähnt, sich im Lauf der Zeit mannigfach veränderte. Ein Sommer- und Winterkampf ist darin erst nachträglich eingebaut²⁷⁾ worden, allerdings erst Ende des 18. Jahrhts., denn Schuhmacher 1770²⁸⁾ weiß nur von einem Todaustragen und Radrollen, wobei dieser Kampf wahrscheinlich zuerst nur ein Schargefecht um die Ueberreste der Todgruppe war und erst nach jahrzehntelanger Beschränkung auf ein bloßes Tanzvergnügen²⁹⁾ in der neuesten Zeit, wahrscheinlich durch Regiezusätze der Festveranstalter, zu einem regelrechten Spiel³⁰⁾ ausgestaltet wurde.

Diesen Nachrichten zufolge scheint ein Zusammenhang zwischen Sommer- und Winterspiel und Sommergewinn zwar nicht gegeben, andererseits ist aus der ersten Verszeile auf ein altes Fest geschlossen worden³¹⁾, trotzdem die Spiele unserer Gruppe Wanderspiele, allerdings im beschränkten Raum der Ortschaft, sind. So wäre es immerhin möglich, daß der Flugblatttext von 1580 besonders für ein solches Fest angefertigt wurde, sei es als Neueinführung solcher Spiele, sei es nur als neues Lied. In den Gebieten, in denen der rheinfränkische Sommertag und der Kampf der zwei Jahreszeiten ohne Text herrscht, war der Sommergewinn scheinbar

²²⁾ H. Moser, a. a. O.

²³⁾ H. Moser, a. a. O.

²⁴⁾ F. Reimann, a. a. O.

²⁵⁾ L. Issleib, Sommergewinn zu Eisenach, Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde 1855, II, 103.

²⁶⁾ Koralle, Wochenschrift 1936, 187.

²⁷⁾ W. Hone, The every Day book, London 1825, I, 170.

²⁸⁾ J. Schumacher, Merkwürdigkeiten der Stadt Eisenach, 1777, 36.

²⁹⁾ F. Reimann, a. a. O., 23.

³⁰⁾ Koralle, a. a. O., 1936, 187.

³¹⁾ R. Hildebrand, Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes, I, 100.

nicht üblich, denn dortige Rechnungen, z. B. Moosbacher Stadtrechnung 1537³²⁾ sprechen von „als man den Sommer wie von Alter“ holt.

Alle diese Text- und Ausführungsähnlichkeiten, die Unterschiede gegen alle anderen Spiele scheinen eine getrennte Gruppe zu rechtfertigen. Sowohl von den Gruppenkämpfen Skandinaviens als auch den einfigurigen Spielen unterscheidet sie Vieles, so vor allem die Kampflosigkeit, die Aehnlichkeiten sind gering und nur äußerlich, demnach dürfte die Annahme einer Sonderbildung berechtigter als die einer Zwischenstellung sein. Umsomehr als Anzeichen vorhanden sind, daß die neuesten Typen doch wohl älter sind als sonst angenommen wird und bei der heutigen Verteilung eher ein Vordrängen der umständlicheren Spiele als eine Weiterentwicklung in Frage kommt.

Volkskundliches aus Waltrowitz, Bez. Znaim, in Süd-Mähren.

Von Dr. Karl Bacher, Wien.

Was ich in diesen Blättern zusammengetragen habe, habe ich teils selbst als Bauernbub mitangesehen und miterlebt, teils habe ich es von Dorfbewohnern erfragt oder durch Zufall erfahren. Es ist richtig, daß das alte Brauchtum sehr einschrumpft, aber man kann nicht genau feststellen, was nicht mehr lebt und was noch lebt, denn in einzelnen wenigen Familien, die zäh am Alten festhalten, kann noch lebendig sein, was im allgemeinen schon abgekommen ist; ich bin da oft sehr überrascht worden, wenn mich der Zufall, der für den volkscundlichen und Sprachforscher überhaupt ein unschätzbare Bundesgenosse ist, glücklich dahinter kommen ließ. Der Forscher, der auf Grund einer direkten Frage an einen oder mehrere beliebige Dorfbewohner das Nichtbestehen eines Brauches oder eines sprachlichen Ausdruckes feststellen wollte, ist im Irrtum, zahlreiche solche vorschnelle Entscheidungen werden immer wieder Lügen gestraft. Ein längeres Zusammenleben mit den Bewohnern, der Zufall auch belehrt oft anders.

Darum fällt auch das Nachprüfen gewisser Behauptungen sehr schwer und es ist dabei besondere Vorsicht geboten. Mir ist

³²⁾ E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jahrhdt., Straßburg 1900, 86.

z. B. schon manchmal von Südmähren gesagt worden, dieser oder jener Ausdruck, den ich in meinen Dichtungen verwende, werde nicht gebraucht. Ich verwende — abgesehen von Sprichwörtern und Redewendungen — nur Waltrowitzer Formen und Ausdrücke; daß aber nicht einmal Waltrowitzer über das Bestehen oder Nichtbestehen einer Wendung einem Nachprüfer das Richtige sagen können, zeigt folgendes Beispiel aus meiner Forscherpraxis, das ich bringe, weil es zugleich auch Beweis für die Schwierigkeiten volkskundlicher Forscherarbeit ist: Mein Bruder, dessen Weib aus einer zäh am Alten festhaltenden Familie stammt, fragte mich, ob ich schon das Wort: „toadenga“ gehört hätte. Ich hatte das Wort nie gehört und fragte, was es bedeute. Er erklärte es mir: Wenn etwa zwei alte Weiber beisammen sitzen und sie schimpfen recht über jemand, „haunt so aus“, dann sagt man: „Ahan, se toan scho wieder toadenga!“ — Wir war das Wort interessant, weil ich darin den Stamm aus unserem Worte „verteidigen“ (tagedingen) vermutete; ich fragte verschiedene Leute, darunter den ältesten Mann von Waltrowitz, sie alle kannten das Wort nicht. Nach einigen Jahren war ich wieder in Waltrowitz; meine Schwester, bei der ich immer wohne, sagte mir eines Tages: „Du, heunt hob i wos ghört! I bin zun Nowak einigonga und hob eahn Hanni gfrogt, wo d' Resl is, so hot s' gsogt: Ah, do hint hockt s' mit der B. und do toadengan s' olle zwo mitranond!“ So hatte ich den Ausdruck auch aus einer zweiten Familie bestätigt und nun erst verwendete ich ihn auch einmal. — Man darf aber daraus, daß einer antwortet, er kenne einen Ausdruck nicht, nicht schließen, daß er ihn nicht wirklich kennt. Ich fragte meine Schwägerin einmal, ob der Ausdruck existiere: „De Heahn nifln!“ — Sie antwortete: „Nifln? Na, des kenn i nit! — Nistn, sogt ma bei uns.“ — „Was heißt das?“ — „No“, sagte sie, „wonn halt d'Heahn i de Federn umstiern, wonn s' halt so, — no, wonn s' holt so u m n i f l n!“ — Nun lachte ich und sie lachte mit. — Auch dies ein Beweis von den Schwierigkeiten, vor denen der Forscher steht, und eine ernste Mahnung zur Vorsicht im Urteil.

I. Zum Weinbau.

Der Weinbau ist in meinem Heimatdorfe früher viel mehr gepflegt worden als heute, wie man aus der bedeutsamen Rolle, die der Weinbau in den vorhandenen Wetterregeln und auch traditionsgemäß im Munde alter Leute spielt, entnehmen kann. Aber die Reblaus und auch zahlreiche Mißjahre infolge schlechter Witterung

haben ihn immer mehr zurückgedrängt und heute lassen ihn die drückende Weinsteuer und auch die Absatzkrise nicht mehr aufkommen.

So ist begreiflich, daß die Abkehr von alten Bräuchen und abergläubischen Meinungen, die ja überall bei dem jungen Geschlecht beobachtet wird, gerade auf diesem Gebiete sehr stark vorgeschritten ist; nur die Alten beachten sie und wissen noch davon und hie und da wird in einzelnen Familien zähe daran festgehalten.

Ich möchte zunächst die mir bekannten Wetterregeln und Prophezeiungen aufzählen, die sich auf den Weinbau beziehen. Ihre Zahl beweist eben auch die besondere Beliebtheit, deren sich dieser Zweig der Landwirtschaft einst bei „Hauer und Bauer“, — wie die bezeichnende alte Einteilung der Dorfbewohner lautete, — erfreute. Es sind folgende:

Vinzenzi Sonnenschein bringt viel und guten Wein. (Vinzenz: 22. Jänner). — Wonn d' Veialn an lautn Gruh gebm, gib't an guitn Wein. — So viel Pinkln Reb (beim Schneiden!), so viel Eimer Wein solln wochsn. — Chorfreitagrrier zoigt d' oltn Foß hervür. (Es wächst viel Wein!) — Mirznwind is für d' oltn Leut schlecht und en Wein riegl't er in Foß (er gärt auf). — San af Georgi (24. April) de Reb no blind, freut si Monn, Weib und Kind. (Die Gefahr des Abfrierens ist geringer.) — Am Iringto' (Georgitag, 24. April) soll ma d' Weinber übern dritt'n Roan segn, aft wird der Wein guit. — Georgi wia r a Bein (Biene), Johanni (24. Juni) wia r a Brein, [Jakobi (25. Juli) in Reim,] wie angehaucht, wie angestaubt; wenn man 's wegwischt, so glänzt die Beere — wird a guiter Wein. — Große Weinber (nämlich im Frühjahr!) — a kloans Lesn, kloane Weinber — a groß' Lesn. (Stehen im Frühjahr große Weintrauben, reisen sie gewöhnlich aus, sie fallen ab.) — Wonn d' Ribisln (Johannesbeeren) ausreisen, reisen d' Weinber ahr aus. — Wonn 's af Medardi (8. Juni) regnt, so haut's de Weinber mit der Sengst o'. (Die Blütezeit muß trocken sein!) — Dos Weinber, wos am Veitsto' (15. Juni) bleahnt, dos steht um Jakobi (25. Juli) nimmer, weil es schon h ä n g t). — Wos af Jakobi bleahnt, kimt ah no ins Foß (reift auch noch bei günstiger Witterung.) — Wochst der Howern (Hafer) über de Zäun, wird koan Wein und koan Brein. (Nasse Zeit verträgt weder der Wein noch der Brein.) — Wos der August nit kocht, kann der September nit brotn. —

Wonn 's af Augustiñ (28. August) recht schön is, aft konn ma ds Weinber in Brunn hänga, so wird's ah no zeiti. — Is a kolte Zeit, kriagn d' Weinber an Gehstecka (sie gehen davon).

Schon am Barbaratag (4. Dezember) schneidet man ein paar Reben ab, stellt sie im Zimmer ins Wasser und sieht dann schon zu Weihnachten, was der Stock für Weintrauben haben wird. — Am Johannistag (27. Dezember) wird der Wein geweiht. Daher das Sprichwort: „Af Johannes Segn is olles glegn“. — Af Gertraud (17. März) schneid ma r af große Weinber, heißt es allgemein. Wenn es um diese Zeit noch zu kalt ist oder gar noch Schnee liegt, schneidet der Hauer doch wenigstens auf Gertraud drei Stöcke; oder wenn bei warmer Witterung schon vor Gertraud geschnitten worden ist, spart er sich drei Stöcke für diesen Tag auf. — Wenn im Mai, Juni die frischen Reben in die „Kräften“ gesetzt werden, muß bei der Arbeit recht viel gesoffen werden, damit sie ordentlich wachsen und recht viel Weintrauben bringen. — Im Mai pflegt man allgemein roten Wein zu trinken, auch die Wirte schenken im Mai „Roten“. — Wenn im Mai der Weingarten zu blühen beginnt, gärt im Keller der Wein noch einmal auf, „ols gspürat er's“. — Im Herbst sind für die Reife der Trauben Tau und Nebel wichtig. „De Nebln san de Weinbergrobber.“ Dadurch werden nämlich die Trauben „moaschiger und kriagn feine Bolk“. — Wer die Arbeit des Bindens recht versteht, muß so schnell binden, als man sagt: „Stock, i gib der a Bandl, do host as“.

Die beliebteste Arbeit beim Weinbauer ist natürlich das Lesen. Ich erinnere mich noch aus meiner Kinderzeit, daß der Tag des Weinlesebeginnes vom Gemeindeausschuß festgesetzt und durch Trommelschlag verkündet wurde. Niemand durfte bei Geldstrafe gesondert lesen, es sei denn, daß es bei einem abgetrennt vom eigentlichen „Biri“ liegenden Weingarten wegen des Wildschadens ausnahmsweise erlaubt wurde. Heute herrscht da schon große Willkür. Jeder beginnt unbekümmert um den andern in seinem Weingarten Weintrauben auszuschneiden, wann er nur halbwegs die Beeren für reif erachtet; denn heute wird in der Regel nicht mehr die Maische verkauft, sondern die Trauben werden auf den Markt gebracht; man will die Weinststeuer vermeiden und überdies ist ja nach Maische und Wein wenig Nachfrage. Aber der Weinbeißer, der sich ein gutes Tröpferl einfüllen will, — es gibt ihrer genug! — läßt die dazu bestimmten Trauben ausreifen bis Mitte Oktober. — „Af Gollas lest ollas!“ (Gallus am 16. Oktober).

Das ganze Haus fährt auf den mit Bottichen, Butten, Schaffeln usw. reich beladenen Wagen aus zur Lese. Früh gibt es nur Suppe, mittags nur Brot und Käse. Während des Essens darf nicht gelesen werden, und überhaupt Brot in der Nähe des Maischbottichs zu essen, das ist strengstens verboten, dadurch leidet der Wein Schaden. Abends ist zuhause die Hauptmahlzeit und da gehört nach altem Brauch „Schätzers Fleisch“ (Schaf-, Geißfleisch) auf den Tisch.

Eine sehr wichtige Person für den ganzen Weinbau ist der Weingartenhüter, der alljährlich am Georgstag (24. April) vom Gemeindeausschuß für ein bestimmtes „Weinbiri“ aufgenommen wird. Er waltet im Mai, Juni während der Kirschenzeit und dann etwa von Mitte August bis zur Lese, mit einem alten, von der Gemeinde beigestellten Gewehr ausgerüstet, seines Amtes. An allen Ecken des Weingebietes sind Stangen mit Stroh- oder Grasbuschen, „de Hüaterstongan“, aufgerichtet, sie zeigen an, daß der Hüter im „Biri“ ist. Seine Hauptstange steht bei seiner Hütte oder bei der Hauptzufahrt zum „Weinbiri“; zuhöchst auf der Stange surrt ein Windrad (Windwacherl, Windhahn), um die Vögel zu schrecken, gleich darunter aber sind, aus Holz geschnitzt, Gegenstände und Werkzeuge angebracht, die auf das Leiden Christi Bezug haben: Kreuz, Hammer, Nägel, Leiter, Zange. — Zur Zeit der Weintraubenreife mußte früher selbst der Besitzer dem Hüter ein etwaiges Betreten seines Weingartens anzeigen. Der Hüter war dann zugegen und sah darauf, daß die Trittspuren wieder mit dem Erdrechen getilgt wurden. Die Belohnung für den Hüter besteht auch heute noch darin, daß er von jedem Besitzer je ein Mittagessen, dann je nach Größe des Ackers einen Viertel — oder halben Metzen Korn erhält; natürlich holt er sich auch beim Lesen „seine Lesweinber“.

In vielen Orten Südmährens werden jetzt auch wieder Weinlesefeste veranstaltet. Die Wirtsstube wird mit Trauben, Kornähren und Obst ausgeschmückt und der Hüter muß aufpassen, daß nichts gestohlen wird. Wen er beim Naschen ertappt, den schleppt er vor das „Gricht“ (Bürgermeister und Gemeinderäte) und dort muß der Erwischte zahlen. Natürlich soll da recht viel Geld hereinkommen. Ein Mädchen sagt ein Sprüchlein auf, fröhliche Musik erschallt und Tanz ist der Schluß. Im Fenster sieht man auch häufig den „Weinberbock“, die Form eines Geißbockes, aus Früchten und Obst gebildet.

Jeden Tag geht der Weinbauer jetzt in den Keller, jeden Tag kostet er den werdenden Wein. Dem einen schmeckt der „Portschak“, dem zweiten mundet das Stadium des „Sturms“ am besten, der dritte schaut auf, daß er den „arbeitenden“ Most „grad in der Mili“ erwischt. In der Kellergasse herrscht da oft ein fröhliches Treiben, denn einer besucht den andern und sie gustieren zusammen bis spät in die Nacht hinein. Mit dem Glas Most darf man aber nicht anstoßen und ja nicht Gesundheit trinken, das ist erst mit dem ausgegorenen Wein, wenn er wirklich ein „Heuriger“ ist, erlaubt. Je schärfer der „Sturrax“ ist, desto gefährlicher wird er dem unbedacht Trinkenden. Nach dem, der den größten Rausch davonträgt, nach dem „Seppl“ oder „Ferdl“ wird der Heurige getauft. Um Martini (11. November) ist die Zeit, wo der Heurige rein wird, die Bauern gehen eifrigst in die Keller „Martini lobm“. Die „Martini-Musi“ am Sonntag nach Martini ist der fröhliche Endpunkt im Jahre des Weinbauers.

(Schluß folgt.)

Von einem Volkslied und einem Volk.

Anmerkung der Schriftleitung: Nachstehende Ausführungen bieten einen bemerkenswerten Beitrag zur Verknüpfung alter Balladenmotive im Volkslied (siehe die Ehrbarkeitsprobe!) mit zeitgemäßen Volkserleben.

Als wir jüngst in Regensburg waren,
Sind wir über den Strudel gefahren.
Da waren viele Holden, die mitfahren wollten,
Schwäbische, Bayrische Dirndel, juchhe!
Mußte der Schiffmann fahren.

Wenige Deutsche haben dieses Lied nicht schon gesungen, viele können alle Strophen auswendig, aber wenige wissen, worum es sich dabei handelt. Wie jedes echte Volkslied ist es klar und einfach in seinem Aufbau: der 1. Vers ist ein Auftakt, im 2. Vers tritt „adlig Fräulein Kunigund“ auf, im 3. richtet sie an den Schiffer die Frage, ob die Fahrt gefährlich sei, im 4. antwortet der Schiffer „Wem der Myrtenkranz geblieben, landet froh und sicher drüben“, im 5. kommt „ein großer Nix geschwommen“, der Kunigund in den Strudel zieht, im 6. wird festgestellt, daß ein Mädel von 12 Jahren sicher mitgefahren ist, „weil sie noch nicht lieben kunnt“.

Dr. H. Uhlendahl, der Leiter der Deutschen Bücherei in Leipzig, hat in einem kleinen Büchlein, das den Titel des Liedes führt, seine literarischen Quellen untersucht und kam dabei zu überraschenden Ergebnissen, denen wir das Nachfolgende entnehmen.

Das Lied ist neu und taucht erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Liederbüchern auf. Etwas älter sind die Einblattdrucke, die in der Staatsbibliothek von Berlin aufbewahrt werden. Stellt man aller verschiedenen

Fassungen zusammen, so findet man, daß die Lieder deutlicher und derber werden, je näher man an die Gegend von Linz herankommt und je älter die Fassung ist. Es scheint, daß das Volk an seinen Liedern ebenso feilt wie die großen Dichter, neue Fassungen sucht und alte verwirft, bis ein Lied die Form hat, in der es in der Literatur einzieht.

Oberhalb von Linz, zwei Kilometer unterhalb des Städtchens Grein, bei dem Flecken Struden oder Strum, liegt eine Stromschnelle, die seit alten Zeiten „der Strudel“ heißt. Sie bildete das ganze Mittelalter hindurch eine ernste Gefahr für die Schifffahrt, die von den Donauschiffen noch übertrieben wurde, denn die Dankbarkeit der Reisenden steigerte ihr Ansehen und ließ sich in gemünztes Geld umwandeln. Es war üblich, nach dem Passieren des Strudels einen der Reisenden mit dem Wasserschöpfer, der „Söss“, zu taufen und sich von den Mitreisenden ein Patengeschenk geben zu lassen. Immerhin befand sich am Anfang des Strudels, auf einem Felsen im Strom, ein großes Kreuz, das die Reisenden zur Andacht aufforderte, Kartenspiel und lose Reden hatten aufzuhören und dem Rosenkranz zu weichen. Schon vorher hatten die Schiffer junge Mädchen darauf aufmerksam gemacht, das besonders die gefährdet seien, die sich etwas hätten zu Schulden kommen lassen; und es soll vorgekommen sein, daß daraufhin manch eine vor dem Strudel ausstieg um ein Schiff auszusetzen und die Strecke zu Fuß zurückzulegen.

Im Jahr 1777 ließ die Kaiserin Maria Theresia die Felsen im Strom sprengen um die Schifffahrt zu fördern. Die Arbeiten wurden mit Unterbrechungen bis zum Jahre 1866 fortgesetzt und hatten den Erfolg, daß die Durchfahrt vollkommen gefahrlos wurde.

Durch die Siege des Prinzen Eugen zu Anfang des 18. Jahrhunderts war ganz Ungarn dem Reich gewonnen worden. Das weite Land war durch die langen Kriege und die türkische Mißwirtschaft entvölkert, der Süden, das heutige Banat, bestand größtenteils aus Sümpfen, deren Trockenlegung fruchtbares Land versprach. Ungarn, dessen Volkskraft geschwächt war, verfügte nicht über die Menschen, die dazu erforderlich waren. So rief man deutsche Bauern zur Hilfe. Eine großartige Siedlungsbewegung setzte ein. In den zwanziger, noch mehr in den sechziger und siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts strömten starke Auswandererwellen aus dem Reich in die neuen Gebiete. Namentlich der verhältnismäßig stark bevölkerte deutsche Süden gab seine überschüssige Volkskraft ab. In Regensburg, Ulm, Schweinfurt, Frankfurt und Köln waren besondere Regierungskommissäre tätig, um die Anwerbung und den Abtransport der Auswanderer zu leiten. Einen großen Teil der Auswanderer stellten die Schwaben und daher kommt es, daß noch heute in Ungarn und im ganzen Südosten jeder Deutsche ein „Schwaba“ ist. Ein anschauliches Bild dieser Kolonisierungsbewegung gibt Adam Müller-Guttenbrunn, der wie Nikolaus Lenau ein Kind des Banats ist, in seinem kulturgeschichtlichen Roman „Der große Schwabenzug“ (Staackmann, Leipzig).

Unter den Kolonisten befanden sich auch viele Soldaten, die mit deutschen Regimentern nach Ungarn gezogen waren, dort die Grenze als sogenannte Grenzer geschützt hatten und nun unbeweibt in dem öden Lande angesiedelt wurden. Ihnen mußte geholfen werden. Werber wurden aus-

gesandt, die tapfere Dirndl oder Moidle aufforderten gegen Freifahrt, 50 Kronentaler Mitgift und eine Auswahl von 100 Freiern, die ein Weib ernähren konnten, nach Ungarn zu kommen. Ganze Schiffsladungen folgten dem Ruf, ihre Durchfahrt durch den Strudel gestaltete sich zu einem Volksfest, der alte Schifferwitz bemächtigte sich des Stoffs und brachte die verschiedenen Fassungen des Liedes hervor, an denen das Volk wohl 50 Jahre feilte, bis das Lied in seiner jetzigen Form fertig war.

Die Liste der Ansiedler, die über ihre Herkunft berichtet, befindet sich im Staatsarchiv in Wien. Es ist ein großes Verdienst der Deutschen Akademie in München, daß sie den beiden Archivleitern, Dr. J. Kallbrunner und Dr. F. Wilhelm, ermöglicht hat, sie in einem umfangreichen Band zu veröffentlichen: *Quellen der deutschen Siedlungsgeschichte in Südosteuropa*. (Schriften der Deutschen Akademie, H. XI), München, Ernst Reinhardt, 1936. Den Hauptteil des Werks nimmt das Verzeichnis in Anspruch, so wie es in Wien von Tag zu Tag geführt wurde: Tag der Ankunft, Name, Zahl der Familienmitglieder, Herkunft. Die Ortsnamen sind geprüft und richtig gestellt worden (denn die Bauern sprachen ihre Mundart und der Beamte war oft in der Geographie schwach). Den Schluß bildet eine Liste aller Familiennamen mit einem Hinweis darauf, wo der betreffende Name im Verzeichnis erscheint. Sie ist auch als Sonderdruck zum Preise von Mk. 3.— erschienen. Auf einer Karte ist eine graphische Darstellung über die Herkunft der Kolonisten gegeben, die sehr interessant ist. Sie zeigt, daß das Volkslied durchaus Recht hat, wenn es von „Bayrischen, schwäbischen Dirndl juchhe!“ singt, daß daneben aber auch Elsässer, Pfälzer und Lothringer stark vertreten waren. Gewiß ist die Auswandererliste keine unterhaltende Lektüre, wer aber zwischen den Zeilen zu lesen versteht, hat in ihr eine Fundgrube ersten Ranges über die politischen und sozialen Zustände des vielgestaltigen deutschen Reichs, dem Elsaß und Lothringen kulturell noch durchaus zugehörten.

In der Bahnhofhalle von Chiasso hat der Tessiner P. Chiesa vor kurzem ein ergreifendes Fresko „Der Auswanderer“ gemalt, das in seiner wortlosen Schlichtheit das Hohelied dieses stillen Helden — und Duldetums singt. Wie viel Sorge, wie viel Leid, wie viel Größe steht hinter dem Namen eines jeden dieser deutschen Bauern, die ausgezogen, um sich eine neue Heimat zu gründen und die meist an Arbeit und Fieber zugrunde gingen, während erst ihre Nachkommen die Früchte ihrer Arbeit ernten konnten! E. R.

Literatur der Volkskunde.

Karl Wehrhan: *Der Aberglaube im Sport*. (Wort und Brauch.) Volkskundliche Arbeiten namens der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, in zwanglosen Heften herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Siebs und Prof. Dr. Max Hippe. 24. Heft. 1936. M. & H. Marcus, Breslau.

Die Sportbetätigung spielt gegenwärtig im Volksleben eine hervorragende Rolle. Ungewißheit des Erfolgs und das mit jedem Sport verbundene Gefahrenmoment ruft den Aberglauben, der von Urzeiten sich in der Seele

eines jeden von uns verbirgt, in den mannigfachsten Formen zum Leben auf. Der Sportbergglaube ist ein Stück Volkstum der Gegenwart, eine Erscheinung „primitiver Geistigkeit“. Mit Recht hat sich daher die volkscundliche Forschung mit den zahlreichen, aber nur verstreut berichteten Erscheinungen des Sportaberglaubens befaßt, und ein namhafter Volksforscher, Karl Wehrhan, hat uns darüber das vorliegende Buch geschenkt, das des Interesses aller Sportsleute in hohem Maße sicher sein kann.

Prof. M. Haberlandt.

Sigurd Erixon: Skultuna bruks historia. Del II. Stockholm 1935 (C. E. Fritzes Buchhandlung, Stockholm).

Zusammen mit dem schon herausgekommenen ersten Teil und dem noch zu erwartenden dritten wird diese Schilderung eines einzigen mittel-schwedischen Kirchspiels die gewaltigste Kirchspielsmonographie werden, die bisher in den nordischen Ländern herausgegeben wurde.

Während der erste Teil vor allem die Siedlungen und Haustypen wie auch die organisatorischen Verhältnisse des Kirchspiels — besonders die in Zusammenhang mit der Kirche stehenden behandelt, beleuchtet der zweite Teil das Verhältnis der Bewohner zu den staatlichen und administrativen Behörden; weiter behandelt der Verfasser den sozialen Aufbau der Bevölkerung, Arbeitsleben und Erwerbszweige, häusliche Einrichtung und Handwerk, Volksglaube, Sitte und Brauch.

Ungefähr ein Drittel des Inhalts bezieht sich auf die Erwerbszweige, vor allen Ackerbau, Viehzucht, Forstbetrieb, und Frauenbeschäftigungen, wie die Bereitung des Essens und textile Arbeiten. Hier wird eine sehr detaillierte Schilderung von Methoden und Geräten gegeben, wobei überall Vergleiche mit Zuständen außerhalb des Kirchspiels geboten werden. Sehr oft dringt der Verfasser sogar weit über die Grenzen Schwedens hinaus zu europäischen Problemen vor. Ein Beispiel mag hier herangezogen werden. In der Beschreibung der Pflugtypen findet man 31 Abbildungen von Pflügen nicht nur aus Skultuna sondern auch aus der ziemlich reichhaltigen, aber ausländischen Forschern wenig zugänglichen schwedischen ökonomischen Literatur des 18. Jahrhunderts. In dem Texte findet man in der Tat die erste vom wissenschaftlichen Standpunkt aus befriedigende Uebersicht über die schwedischen Pflugtypen. Ueberhaupt wird der jetzt herausgegebene Teil jedem mit europäischen Material arbeitenden Ethnologen nützlich sein, der Geräte und Werkzeuge studiert und sich mit der Geschichte der Arbeit befaßt. Besonders wertvoll sind die Kapitel über Ackerbau, Viehzucht, Bauernhandwerk und Hausindustrie, z. B. Schmieden, Holzarbeit, Lederbereitung und textile Arbeit.

In einem ausführlichen Abschnitt werden die Möbeltypen und die Inneneinrichtung des Bauernhauses in Skultuna untersucht, ein Gebiet, wo der Verfasser schon früher in einer reichen Produktion tiefgehende Kenntnisse gezeigt hat. Auch hier begegnen dem Leser auf Schritt und Tritt Vergleiche mit Verhältnissen in ganz Schweden, oft auch mit dem übrigen Europa.

Sehr eingehend sind auch die soziologischen Abschnitte. In ihnen wird die soziale Schichtung in der alten Bauernschaft behandelt. Besonders interessant ist zu verfolgen, wie mit dem im Anfang des 17. Jahrhunderts ent-

standenen Messingswerk des Kirchspiels eine reichere soziale Gliederung der Einwohnerschaft erwuchs.

Es wäre verlockend auf noch weitere Einzelheiten einzugehen, denn das obige gibt nur eine Andeutung davon, auf welchen Gebieten Erixons Arbeit am tiefsten schürft, und wo seine Resultate für die europäische Forschung besonders bedeutungsvoll sind. Ich möchte zuletzt hinzufügen, daß das Bildermaterial von Photographien und Zeichnungen von einem Museumsbeamten und Feldforscher mit lebenslanger Erfahrung ausgewählt ist.

Ragnar Jirlow.

1) **Werner Bergmann:** Studien zur volkstümlichen Kultur im Grenzgebiet von Hocharagón und Navarra. Mit 5 Abbildungen, 9 Tafeln und einer Uebersichtskarte. (99 S.)

2) **Willy Phielor:** Volkskundliches aus den Marken, eine Studie aus den italienischen Provinzen der „Marche“. Mit 11 Abbildungen, 18 Photos und einer Uebersichtskarte. (91 S.)

3) **Hans Kruse:** Sach- und Wortkundliches aus den südfranzösischen Alpen, Verdon-, Vaire- und Vartal. Mit 9 Abbildungen und 4 Tafeln. (82 S.)
(Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, Nr. 16, 17, 18.)

Die vorliegenden drei Studien aus dem Seminar F. Krügers sind, wie alle Arbeiten, die aus diesem Institut hervorgehen, nur zu loben. Sie bieten dem im deutschen Sprachgebiete heimischen Volkskundler stets einen reichen Stoff aus Gegenden, die ihm sonst wissenschaftlich nur schwer zugänglich sind, und die Untersuchungen nach dem Prinzip „Wörter und Sachen“ bereichern unser Wissen um eine Menge von Geräten und Verfahren, teilweise sehr altertümlicher Art. Natürlich sind die einzelnen Hefte nicht ganz gleichmäßig ausgefallen.

Wenn hier einige kritische Bemerkungen folgen, so soll dies vor allem geschehen, um bei diesen von Philologen angeregten und von Philologen durchgeführten Untersuchungen zu zeigen, welche Fragen der Gegenstandskultur dem Volkskundler besonders wichtig erscheinen, und wo er sich beim Studium der Abhandlungen nicht immer sofort zurechtfinden kann.

Bei 1) sind im Gegensatz zu den anderen Abhandlungen der Sammlung dem Hefte nur wenig erläuternde Zeichnungen neben den Photographien beigegeben. Es muß deshalb oft eine lange, ausführliche Erklärung herhalten, wo eine kleine Zeichnung genügt hätte, oder aber manche Einzelheiten bleiben unverständlich. Vorteilhaft wäre es auch gewesen, das Bildermaterial vollständig auszuschöpfen. So scheint auf Tafelabbildung 17, die der Verfasser nur mit „Spinnergeräte“ benennt, ein Spinnrad dargestellt zu sein; im Texte ist aber über Spinnräder kein Wort gesagt, obwohl gerade über die Form und die Verbreitung dieser Vorrichtung in Spanien jede Angabe besonders erwünscht wäre.

Bei der Bescheibung der Wagen macht sich das Fehlen von Zeichnungen empfindlich bemerkbar. Man vermißt außerdem genauere Angaben über die Anschirrung, wie etwa über die der drei hintereinander gespannten Maultiere vor dem „carro“.

Sehr wertvoll wäre es gewesen, wenn der Verfasser neben der Käsebereitung auch einiges über die Milchwirtschaft und die dazugehörigen Geräte berichtet hätte.

2) Ist unter den volkskundlichen Studien des Hamburger Seminars die erste Arbeit, die sich mit einem italienischen Gebiet beschäftigt. Da über die materielle Kultur Italiens auch in italienischer Sprache nur wenig eingehende Arbeiten vorliegen, so ist dies sehr zu begrüßen. Der Verfasser behandelt: Das Haus, die Bodenkultur, die Traggeräte und als eigenen, wenn auch ein wenig kurz geratenen Abschluß, den Weinbau. Beim ersten Abschnitt hätte man, wenigstens als Einleitung, eine etwas ausführlichere Behandlung der Siedlungsformen erwartet. Auch wäre ein näheres Eingehen auf das Keltern des Weines erwünscht gewesen. Seit wann ist etwa die Torkelpresse in den Marken verschwunden oder welches sind die Gründe für deren Ersatz durch eine einfachere Bauform gewesen, während sich diese antike Form in der Rheingegend und in den Donauländern bis zum heutigen Tag vielfach erhalten hat? Auf technische Einzelheiten geht der Verfasser stets ein, die Erklärungen sind aber oft nicht genügend deutlich. Die Bibliographie läßt manches zu wünschen übrig; so hat der Referent vergebens nach dem Buche von Ricci, das auf Seite 8, 59 und 73 kurz angeführt wird, gesucht. Man möge aber bedenken, daß die Arbeiten auch philologisch nicht Geschulten leicht benützlich gemacht werden sollten.

Auch in 3) sind die Zeichnungen ein wenig spärlich vertreten. So wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn der Harkenaufsatz der Sense durch eine möglichst genaue Zeichnung erklärt und das Arbeiten mit diesem Gerät genau beschrieben worden wäre. Läßt sich die Zeit des Aufkommens dieser Vorrichtung, wenigstens ungefähr, feststellen?

Beim Kippkarren (Sturzkarren, wie ihn der Verfasser nennt), fehlt eine genaue Erklärung der Kippeinrichtung, und die bei diesem Fahrzeug vorkommende Bremse wird nur erwähnt, auf ihre Bauform aber überhaupt nicht eingegangen. Beim vierrädrigen Wagen wäre auch das Hervorheben der Einrichtung eines Vorderdreigestells wichtig.

Hugo Th. Horwitz.

Das Bibliographische Institut in Leipzig hat in jüngster Zeit einige recht hübsch ausgestattete Bändchen herausgebracht, in denen bekannte Fachgelehrte verschiedene volkskundliche Themen in übersichtlicher Weise, unterstützt von gutem Bildmaterial, behandeln. Es wäre zu wünschen, daß auch österreichische Verleger diese Art der Veröffentlichungen pflegen, deren Erwerbung einem großen Kreis leicht möglich wäre. (Preis: 90 Pf. für das Stück.) Der Schriftleitung gingen bis jetzt folgende Arbeiten zu:

Deutsche Volkstrachten von Oswald A. Erich. 2. Aufl., 1934. (55 Seiten, 16 Abbildungen.) Der durch seine kunsthistorischen Arbeiten bekannte Verfasser bietet auf knappem Raum eine gute, stammheitlich gegliederte Uebersicht über die deutschen Volkstrachten, die er in ihrer Beziehung zur Landschaft behandelt. Alle deutschen Stämme sind im Text und sorgfältig ausgewählten (farbigen) Abbildungen vertreten.

Für die Herausgabe eines eben solchen Bändchens für den öster-

reichischen Raum sind längst die Vorarbeiten vorhanden und es erscheint unbegreiflich, daß trotz des großen Interesses für österreichische Volkstracht noch kein Verlag diese gewiß erfolversprechende Aufgabe verwirklicht hat.

Deutsches Brauchtum im Lebenslauf. Eine Bilderfolge von **Ed. Crass**. 1935 (36 Seiten, 38 Abbildungen).

Das Büchlein enthält eine auf gediegener Sachkenntnis aufgebaute hübsche Zusammenfassung von Sitte und Brauch im Familienleben. Ausführlich ist der Abschnitt Kindheit und Jugend (Kind und Pate — 1. Schulgang — Firmung und Konfirmation) behandelt. Die fast ausschließlich der Gegenwart entstammenden photographischen Aufnahmen sind gut gewählt und außerordentlich lebensvoll.

Bauernmalerei von **Joseph Maria Ritz**. 1935. (58 Seiten, 17 Abb.)

Der führende Münchener Kunsthistoriker und Volksforscher behandelt die Malerei auf Holz (Votivtafel), Glas (Hinterglasbild), Papier (Erinnerungsbild und Wunschbrief) und die angewandte Kunst der Malerei im Schreiner- und Hafnerhandwerk. Es ist ein ebenso belehrend wie schön geschriebenes Buch, dessen Lektüre wirkliches Vergnügen bereitet.

Deutsche Spielkarten von **Otto Reisig**. 1935. (58 Seiten, 31 Abbildungen):

Eine aus gründlichem Quellenstudium hervorgegangene Darstellung der Geschichte des Kartenspiels in Europa. Ausführliche Behandlung erfahren die Vierfarben- und die Tarock-Karten (mit allen Unterabteilungen), die handgemalten und gestochenen Luxus- und Phantasiespiele, sowie die Gebrauchskarten des 15. und der nachfolgenden Jahrhunderte. Der Verfasser sondert die Kartenspiele in landschaftliche Typen und geht auch auf die Tätigkeit und Lebensumstände der Kartenmaler ein. Zahlreiche (auch kolorierte) Abbildungen nach Vorlagen aus dem Spielkartenmuseum in Altenburg (Thüringen) begleiten den Text.

A. Perkmann.

Heinrich Buchner: **Hinterglasmalerei in der Böhmerwaldlandschaft und in Südbayern.** München, Neuer Filser-Verlag, 1936. 120 Seiten mit 96 Abbildungen und 4 Farbtafeln.

Diese tüchtige historische Dissertation nennt sich im Untertitel „Beiträge zur Geschichte einer alten Hauskunst“ und füllt in aller Bescheidenheit eine schon längst deutlich empfundene Lücke voll aus. Es ist eine quellenmäßig erarbeitete Geschichte der Hinterglasmalerwerkstätten in Bayern wie im Böhmerwald, mit den Ausläufern nach Ober- und Niederösterreich, die von der Geschichte der Malergeschlechter bis zu ihrer Technik alles erreichbare Material übersichtlich geordnet vorlegt und die Zuweisung der einzelnen Bilder an ihre Hersteller wesentlich erleichtert. Die Einbeziehung der bürgerlichen Augsburger Malerei erscheint von ganz besonderer Wichtigkeit. Eine ganz andere Aufgabe, die sich Buchner nicht gestellt hat, und deren Lösung man daher in dieser Arbeit nicht suchen soll, ist nun die Untersuchung der vorliegenden kunstgeschichtlichen Probleme. Zunächst jedoch ist dieser sehr dankenswerten Arbeit Nachfolge in Hinsicht der von Buchner nicht bearbeiteten Landschaften (Schlesien, Schwarzwald, Innerösterreich) dringend zu wünschen.

Leopold Schmidt.

Robert Stumpfl: Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas. Berlin 1936, Junker & Dünnhaupt. 448 Seiten, 4 Tafeln. RM 12.—.

Stumpfl, ähnlichen Blickrichtungen wie Otto Höfler folgend, versucht aus dem historischen Quellenmaterial und aus dem Volksbrauchtum germanische kultische Schauspiele zu erschließen, die das „weltliche“ Schauspiel des Mittelalters, — das Fastnachtspiel —, wie auch das geistliche Schauspiel bedingt oder beeinflusst haben sollen. Wenn für das Fastnachtspiel unbedingt derartige brauchmäßige Grundlagen angenommen werden müssen und St. Ausführungen hierin sehr bedeutend erscheinen, so muß für das liturgische Schauspiel so ziemlich alles von St. erarbeitete als hypothetisch bezeichnet werden. Sowohl die Entstehung des liturgischen Spieles an sich wie im einzelnen das Arztspiel, der Apostelwettlauf und die drei Marien im Osterspiel sollen von germanischen Kultszenen beeinflusst sein, ferner im Weihnachtsspielkreis das Sternspiel, das Königspiel, und eigentlich auch die Weihnachtsszene selbst: mehr als äußerst anregende Ueberlegungen scheinen dem Ref. Sts. von ausgezeichneter Sachkenntnis gestützte Quelleninterpretationen aber nicht zu sein. Aehnlich wie früher von manchen Seiten, was St. oft und hart rügt, die geistige Fähigkeit des Germanentums unterschätzt wurde, wird hier nun doch der Einfluß des Christentums völlig entwertet. Sollte die frühmittelalterliche Kirche zur Einführung und Gestaltung der evangelisch so weitgehend vorgebildeten Osterszenen tatsächlich eines germanisch-kultischen Vorbildes bedurft haben? Und schließlich: Unterschätzt man nicht, wenn man stets nur handfeste Beziehungen von Uebernahme und Kontrafaktur annimmt, die Möglichkeiten des Aufwachsens immanenter Begabungen, wie sie möglicherweise doch der stärkste Faktor bei der Entstehung des christlichen liturgischen Spieles auf germanischen Boden waren?

Leopold Schmidt.

Josef Weisweiler: Buße. Bedeutungsgeschichtliche Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte. Halle/Saale, Niemeyer, 1930. 296 S. RM 16.—.

Die Zusammenarbeit von Volkskunde und Sprachwissenschaft hat in dieser äußerst gewissenhaften Untersuchung eines einzigen Wortes und seiner Bedeutungsgeschichte eine sehr wertvolle Monographie entstehen lassen, welche den Nutzen der semasiologischen Wortforschung für beide Disziplinen bezeugt. Außer den rein sprachgeschichtlichen Teilen werden in strenger Gliederung Abschnitte über den Ausdruck „Buße“ in den Standessprachen, der Zaubers-, der Rechts- und der Kirchensprache vorgelegt, wobei die Begriffsgeschichte von allen Seiten erörtert wird. Am fruchtbarsten scheinen dabei für die Volkskunde die Ausführungen über die Zaubersprache und die Einzeluntersuchung des Ausdruckes „Feuer büßen“.

Leopold Schmidt.

K. Springenschmid: Bauern in den Bergen. 172 Seiten mit 96 Bildern von P. Atzwanger. München, F. Bruckmann, 1936.

Mit der nur ihm eigenen Einfühlung und Gabe sprachlichen Ausdrucks für bäuerliches Gehaben betrachtet Sp. all die kleinen aber tiefgründigen Züge der lebendigen Erfahrung, die der Bergbauer als zäher Arbeiter und

unermüdlicher Kämpfer wider laute und stille Gewalten seiner heimatlichen Natur sich erarbeitet. Wie der Bauer den Berg angeht, was der für den Bauern ist, wie der Wald ihn beschäftigt, dies seelische Kräftespiel meistert Sp. ebenso wie er die sittliche Haltung zu umreißen versteht, zu der der Hof den jeweiligen Bauern verpflichtet, dessen Arbeit im Zeitlichen solcher Besitz Zug um Zug zum Lebenswerk prägt. All das und wie daraus die bäuerliche Ruhe über den eigenen Lebenstrieb hinaus erwächst und jeden Bauern gleichsam metaphysisch im Urgrund des Seins seiner Geschlechterfolge verhält, sollte jeder nachlesen, den Forschertrieb und Sehnsucht nach Naturerleben in die Berge ziehen, denen P. Atzwanger auch seinerseits Bilder von besonderem Stimmungsgehalt abgewonnen hat. Das Buch kann jeden Volksforscher mächtig bewegen, hat aber auch dem Tiefes zu sagen, der, was er bei unsern Bergbauern erlebt hat, nachdenklich verarbeiten will.

A. Haberlandt.

Eb. Frh. v. Künssberg: *Rechtliche Volkskunde*. 194 Seiten, 28 Abbildungen auf Tafeln. (Grundriß der deutschen Volkskunde in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Kurt Wagner. Bd. 3. Ders.: Lesestücke zur rechtlichen Volkskunde. 60 Seiten. Ebda. Erg.-Reihe Bd. 1.) Halle, Max Niemeyer, 1936.

Mit ebenso vielseitiger Sachkenntnis wie mit volkskundlichem Bedacht stellt K. den Gehalt der Volksüberlieferungen an rechtlichen Gesichtspunkten und Anschauungen erstmalig und quellenmäßig dar. Die Einleitung bietet eine knappe Ueberschau über einschlägige Quellensammlungen und Unternehmungen in verschiedenen Volksgebieten und im Bereich der deutschen Volkskunde im Besonderen. K. geht dann auf die Rechtssagen, die Rechtsanschauung in Märchen, Legenden, Liedern, Rechtssprichwörtern u. dergl. ein. In den Darlegungen zur Kunde der Rechtsquellen und Rechtsaltertümer, Weistümer, dörflichen Thinggepflogenheiten, Marktrecht, mit ihren Denkmälern, Urkunden und Zeichen der Rechtshehheit tritt für den Volksforscher die volkhafte Pflege und Geltung des deutschen Rechtes am eindrucksvollsten in Erscheinung. Es wäre folgerichtiger gewesen, hier den Abschnitt über die Rechtsbräuche einzubauen, Trunk und Mahl, Tanz, Hänselfrecht der Jugend usw. umfassend, den der Verfasser dem Saggut anreicht. Die Lesestücke bieten in dieser Hinsicht eine willkommene Ergänzung des Textes, indem sie außer Ueberlieferungen des landesherrlichen Zeremoniells und Strafrechtsgepflogenheiten auch die Rechtsübung in der Dorfgemeinschaft im geselligen Leben wie bei Besitzübergabe, Gewohnheitsrecht und Rechtssagen reichlich zu Wort kommen lassen. Die Aufgabe eines Grundrisses erfüllt die Darstellung damit vollauf.

A. Haberlandt.

Ad. Klar: *Die Siedlungs- und Hausformen des Wiener Waldes*. 58 Seiten mit 17 Abbildungen im Text, 10 Tafeln, 1 Siedlungskarte. (Forschungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde. Bd. 31, Heft 5. Stuttgart, J. Engelhorn, 1936.)

Klar unterscheidet als wesentliche Siedlungsformen die Ortbildung am Fuß eines Kirchenhügels (Kirchensiedlung), Klein- und Frühformen des Straßendorfes, Dreiecks- und Längsangerbildung (im 11. Jahrhundert), endlich

das regelmäßige, oft zum Marktdorf weitergebildete Straßendorf, das erst um 1200 erscheint. Dieser an der ältesten Erwähnung kennzeichnender Siedlungen erhärteten Auffassung wird man weitgehend beipflichten können, ohne spätere Veranlagung dieser Art ausschließen zu wollen; dabei kommen als „Strahlungsräume“ wohl aber in erster Linie die dem Wiener Wald angelegerten Siedlungsbecken in Betracht, in denen sich die bedeutendsten Grundherrschaften jener Zeit ausbreiteten. Inwieweit die karolingische Siedlung bereits die Voraussetzungen dazu bot, wird wohl nur umfänglichere siedlungsgeographische Betrachtung erweisen können. In der Hauslandschaft des inneren Wiener Wald fällt neben den Flur-Küchenhäusern, den geschlossenen und den durchgängigen Häusern der Streusiedlung ein Einheitsbau auf, den wir mit Klaar nicht als Streckhof bezeichnen möchten. Einbau der Körndlkammer überm Wohngeschoß, der Stadlräume überm Stall weisen zusammen mit dem auf Säulen aufgeständerten Stuhl des Dachs auf das alpine *Einheitshaus*, das die *zuwandernden Holzfäller*, etwa seit dem 17. und 18. Jahrhundert, in örtlicher bescheidener Ausprägung angewendet haben werden. Es stellt dergestalt einen anderen Typus vor, als das aus Wohnteil und Speicher auf dem gewachsenen Boden „zusammengeschobene“ Wohn-Speicher-Haus. Klaars mit mustergiltigen Plänen, Grundrissen und Bildern sowie einer vortrefflichen Siedlungsformenkarte ausgestattete Arbeit gibt nicht nur der Forschung eine breite und tragfähige Grundlage, sondern es wäre auch zu wünschen, daß der Verfasser in die Lage versetzt würde, seine Darstellung auf ganz Niederösterreich zu erstrecken. A. H a b e r l a n d t.

H. Sohnrey: Die Sollinger. 2. Auflage, 415 Seiten, Berlin, Deutsche Landbuchhandlung, 1936.

In einem ebenso volkstümlichen wie sachlich gediegenen Erzählerton schildert Sohnrey Leben und Treiben des Volkes in einem Waldgebiet des Weser-Berglandes, das bemerkenswerterweise zum Teil durch thüringische, hessische und böhmische Holzhauer, Köhler und Glasarbeiter der Dauersiedlung erschlossen wurde. Es mag sich davon auch die Sangesfreudigkeit mancher Gebiete, wie Sohnrey meint, herschreiben. In der Darstellung des Wohn- und Siedlungswesens muß sich der Leser mit einem Hinweis auf Pesslers Hausforschung abfinden, umsomehr Anregung bietet die bedachtsame und eingehende Beschreibung von Sitte und Brauch, wobei recht eigenartige Züge begegnen. Vermerkt sei die besondere Geltung einzelner Trachtenstücke im Gemeinschaftsleben, die Durchführung der Bittarbeit, der bedeutsame Begräbnisbrauch der Jugendlichen. Wie es bei den Brotspenden oder bei der Begehung von Feiertagen zugeht, wird nicht minder anschaulich wiedergegeben, Kinder- und Reigenspiele, Losen, Hexenüberlieferung usw. bieten dem Mythenforscher allerhand Stoff. Daß Sohnrey den Eigenwuchs von Persönlichkeiten, die in der Gemeinschaft eine besondere Rolle spielen, treffsicher kennzeichnet, sei nicht zuletzt als Ertrag seiner eindringenden Kenntnis von Land und Leuten hervorgehoben. A. H a b e r l a n d t.

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1936

Ihren satzungsgemäßen Aufgaben entsprechend, die Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs wissenschaftlich zu pflegen und in Verbindung damit das Verständnis für altüberlieferte Volksgüter, Sitten und Gebräuche selbst zu wecken, haben Verein und Museum auch im Berichtsjahr 1936 eine sehr vielseitige Tätigkeit entwickelt. Mehr und mehr befassen sich ja die berufenen Stellen im öffentlichen Leben mit der Heranziehung und Auswertung alten Volksgutes für die heimatliche Kultur und Wirtschaft. Mehr und mehr schenken sie damit ihr Augenmerk auch der werteschaaffenden Tätigkeit der wissenschaftlichen Volksforschung. So gibt der folgende Rechenschafts-Bericht ein vielseitiges Bild der regen Inanspruchnahme und Beteiligung des Museums an allen bedeutenden Ausstellungen und volkspflegerischen Veranstaltungen, die im abgelaufenen Jahr in Wien stattfanden. Die erfreuliche und bewährte Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien einerseits, der Österreichischen Heimatgesellschaft in der volksbildnerischen Arbeit andererseits, stand ganz im Zeichen dieser öffentlichen Aufgaben des Museums und Vereines für Volkskunde.

Auf Grund der Widmung volkskundlicher Bilderbestände veranstaltete das Museum im März und April eine Ausstellung „Volkstum im Bilde“ (30 Jahre „Deutsche Heimat“), der Seine Magnifizenz Prof. Dr. Kl. Holzmeister seinen Ehrenschatz lieh. Zur Eröffnung waren außer dem Vorstand des Vereines „Deutsche Heimat“ erschienen: Altbundespräsident Dr. Michael Hainisch und Frau, Ministerialrat G. A. Witt, Ministerialrat Dr. Maximilian Mayer mit Herren des Vorstandes vom Deutschen Schulverein „Südmark“ u. a. m. Hiezu wurden an 5 Sonntagen Filmvorführungen und Vorträge über Volkstracht und zeitgemäßem Volksbrauch geboten. Dem Bundesministerium für Landwirtschaft sei für die Ueberlassung der Filme zur Veranschaulichung des Bergbauernlebens durch die Abteilung des Herrn Ministerialrats Kober und Herrn Thomas verbindlichst gedankt. Ebenso dem Oesterreichischen Institut für Geschichtsforschung und dem Phonogrammarchiv der Akademie der Wissenschaften, dem Landesamt für Fremdenverkehr in Kärnten, der Oesterreichischen Verkehrswerbung und dem Radiowerk Horny. Im Herbst beschickte das Museum die Sonderschau „Österreichisches Bauerntum“ auf der Wiener Herbstmesse, die „Internationale Theater- und Musikausstellung“ in der Wiener Hofburg und die Jubiläumsausstellung des Vereines der Museumsfreunde in der Sezession. In Zusammenarbeit mit der Österreichischen Heimatgesellschaft wurde ab 12. Dezember das St. Pöltner Krippenspiel wie alljährlich wieder aufgeführt. Es erfreute sich regen Zuspruches namentlich der Schulen und Lehrerbildungsanstalten. Die Fürsorgeschule I. Arlt wurde in 8 Doppelstunden in die Volkskunde vom Gesichtspunkt der Fürsorge auf dem Lande eingeführt (Prof. A. Haberlandt, Dr. A. Perkmann). Dr. H. Mairinger, Volksbildungsreferent für Niederösterreich, veranstaltete Führungen für die Abschlußklassen der Wiener

Lehrerbildungsanstalten. Am 6. und 7. Dezember trat im Bibliothekssaal des Museums ein Arbeitskreis von Fachleuten des Oesterreichischen Verbandes für Heimatpflege (Hofrat Dr. K. Giannoni), an deren Jahrestagung in Wiener Neustadt der Museumsdirektor sich gleichfalls beteiligt hatte, zusammen, um zu Grundsätzen der Trachtenpflege zu gelangen. Erschienen waren: Ministerialrat G. A. Witt von der Zentralstelle für Volksbildung, Komm.-Rat Hainzlmayr vom Gewerbeförderungsinstitut der N.-Oe. Handelskammer, Prof. Wimmer von der Kunstgewerbeschule, Fachinspektor Ludwig Wlcek von der Fachschule für Bekleidungsindustrie, Inspektor Kathrein vom Gewerbeförderungsdienst des Handelsministeriums, Dr. Winkler-Hermaden und Dr. H. Franz vom V. F.-Werk Neues Leben; von den Volkskundemuseen der Länder Prof. V. v. Geramb, Hofrat F. Raunegger, Direktor Josef Ringler, ferner Hofrat A. Depiny und Frau A. Commenda. Ueber Einladung der Gustav-Adolfs-Akademie für Volksforschung in Uppsala, Schweden, hielt Prof. A. Haberlandt dort seinen Antrittsvortrag über „Die Einwirkung der deutschen Volkskultur auf die östlichen Völker“, ferner nahm er an der Sitzung der Landesleiter des Atlas der deutschen Volkskunde bei Vorlage der Atlaskarten in Berlin und an einer hauskundlichen Studienfahrt der deutschen Forschungsgemeinschaft durch Nord-Westdeutschland teil. Ueber Einladung der Kärntner Landsmannschaft hielt er einen Vortrag über die „Volkstrachten in Oesterreich“ in Klagenfurt, in der Volkskunstwoche in Hubertendorf im Juli über „Ortsbild, Haus und Hof“, im Deutschen Schulverein Südmark sprach er in der Reihe „Was verdanken die Nachfolgestaaten der deutschen Kultur in Oesterreich“, über „Das Volkskundemuseum als Haus des Deutschen Volkstums der Donaumonarchie“, in der Fichtegemeinschaft über „Weihnachtsüberlieferungen“.

Führungen durch das Museum wurden insgesamt 9 abgehalten, an denen auch Dr. A. Perkmann beteiligt war. Diese veranstaltete die Ausstellung „Garten der Gesundheit“ im Rahmen des Wr. Bildungswerkes Mai-Juni 1936 und einen „Volkskundlichen Jahrmarkt“ mit dem V. F.-Werk Neues Leben als Christkindmarkt. Eine Reihe von Vorträgen wurden von Dr. Perkmann ferner im Rundfunk, vor Akademikern, Lehrern und in Pfarren, ferner in der Volkshochschule Alsergrund gehalten.

Die Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien hielt ihre Vortragsabende im Frühjahr am Museum ab, wobei Prof. Haberlandt Herr Kunstmaler Hugo v. Preen, Osternberg, als eines der ältesten Mitglieder des Vereins für Volkskunde als Vortragenden im Hause begrüßen konnte. Für die zur Ausgestaltung und Erhaltung der Sammlungen geleistete Beihilfe dankt die Direktion des Museums insbesondere Herrn Kommerzialrat Paul Fritze, der Firma O. Fritze, Wien. Der Hanf-, Jute- und Textilindustrie A. G., der Firma F. Spitzhüttl, der Schallplattenfirma Palome, und den Herrn Hofrat Prof. Gregor, R. Feichtner und F. Mucnjak sei für die Förderung des Krippenspiel im besonderen gedankt.

Die Erwerbungen der Museumssammlungen beliefen sich auf 316 Stück, darunter sind größere Widmungen vom „Verein Deutsche Heimat“ und Frau Marie Lang-Reitstätter sowie eine reichbemalte Tiroler Papierkrippe von den Familien Gerl, von Woerz

und Simoni hervorzuheben, ferner seien als Spender mit geziemenden Dank vermerkt die Herren Felix Pöschl, Amtsrat Joh. Fuchs, Dir. J. Hössl, Prof. Karl Horak, Hofr. E. Neweklowski, Linz, Hans Kaiser, Deutsches Heimatwerk, Berlin, R. Eisenhammer, sowie die Frauen Ther. Prosch, H. Steiner, M. Mery, B. Schnapfhagen, L. Schiestal, Math. Fischer-Colbrüe, E. Schaffer, B. Rudofsky, von Frisch, N. Hirzenauer, N. Ketterl, L. Tobling, A. Stöger-Kempny.

Die Sammlungen des Museums wurden von 3147 zahlenden Besuchern und 2725 Schülern in 67 Klassen besichtigt. Außerdem fanden sich noch 454 Studenten, Arbeitslose und Künstler von begünstigten Verbänden unentgeltlich zur Benützung des Museums ein, das auch überdies sehr fleißig von den Lehrgängen der Wiener Kunstgewerbeschule, ausübenden Zeichnern und Gewerbetreibenden zur Auswertung volkskünstlerischer Vorbilder herangezogen wurde. Die Uebungsabende der Oesterreichischen Heimatgesellschaft sowie anderer tanz-, musik- und spielpflegender Vereine wurden von 3600 Personen an rund 150 Abenden besucht. Die Zahl der Besucher des Krippenspiels außer der Besuchszeit betrug 81 Erwachsene und 610 Kinder.

Zur Trachtenberatung fanden sich etwa 350 Personen aus Wien aber auch von den nachbarlichen Bundesländern ein.

Die Bibliothek wurde von rund 2800 Personen im Berichtsjahr beansprucht, wobei die Mitglieder des Vereins für Volkskunde und der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien, die Universitätshörer und Kunstgewerbeschüler einen ständigen Grundstock der Benützer darstellen.

Die Bestände wurden um 134 Bücher und Sonderdrucke, fast ausschließlich Besprechungsstücke und Widmungen, vermehrt. Ferner gelangten 404 Lichtbilder und 614 Laternbilder, zum großen Teil aus den Beständen der „Deutschen Heimat“, zur Aufstellung. Mit 4 Zeitschriften wurde der Tausch neu aufgenommen. Der Mitgliederstand des Vereins beträgt 342, neu eingetreten 27, ausgetreten 9, die Wiener Zeitschrift für Volkskunde hat dadurch im Berichtsjahr wenigstens einen kleinen Zuwachs von Beziehern zu verzeichnen gehabt.

In der Vereinsleitung haben sich keine Veränderungen ergeben.

Als neugewählte korrespondierende Mitglieder wurden von der Jahresversammlung bestätigt die Herren Hofrat Dr. A. Depiny, Linz, Hofr. E. Gierach, München, Prof. K. Hahm, Berlin, Prof. O. Moro, Villach, Pa. Rom. Pramberger, St. Lambrecht.

Tief betrauert der Verein das Hinscheiden seines Ehrenmitglieds Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer, der in Basel am 28. November 1936 verstarb. Als dem Begründer und geistigen Führer der Schweizerischen Volkskunde ist ihm auch in der österreichischen Volksforschung ein ehrendes, dauerndes Gedenken gewiß.

Die Mittel zur Erhaltung des Museums wurden wie bisher zum Großteil vom Bundesministerium für Unterricht, der Stadt Wien und der Handels-

kammer beigestellt. Diese nunmehr umgebildete Körperschaft hat allerdings nur eine Subvention in der Hälfte des bisherigen Ausmaßes bewilligt. Der Ausfall konnte aus dem gesteigerten Umsatz in der volkstumpflegerischen Tätigkeit des Museums (Beglaubigung volkstümlicher Arbeiten) zu einem Gutteil, wenn auch nicht zur Gänze, wettgemacht werden. Verein und Museum haben nicht weniger als rund 6200 Schilling aus eigenem aufgebracht und damit die Zeitschrift zur Gänze und die Verwaltung des Museums zu fast einem Viertel aus ihren Mitteln bestritten.

Es ist der Vereins- und Museumsleitung eine angenehme Pflicht, für alle gewährte Unterstützung dem Bundesministerium für Unterricht, insbesondere Herrn Präsidenten Dr. L. Petrin und Sektionsrat Dr. G. Hohenauer, ferner dem Herrn Bürgermeister der Stadt Wien und den Magistratischen Aemtern sowie Herrn Oberrat Dr. K. Wagner und Prof. Franz Kopp für alle gebotene verständnisvolle Unterstützung und Vertretung der Museumsinteressen auf das Verbindlichste zu danken. Der gleiche Dank gilt der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie, dem Verein der Museumsfreunde und der Kammer für Arbeiter und Angestellte sowie den privaten Spendern und Förderern des Vereins und Museums.

Die Angestellten des Museums haben sämtlich wie bisher das Haus mit hingebungsvoller Arbeit betreut und gefördert, wiefür ihnen gleichfalls der Dank der Oeffentlichkeit wie auch der Vereinsleitung gesichert ist. Besonders sei hier der Kanzlistin Frl. Ida Schuster gedacht, die nun schon seit 20 Jahren dem Museum treue Dienste leistet, wofür ihr verdienstermaßen Dank und Anerkennung ausgedrückt wurden.

Das Schönbornpalais hat als Heim der Sammlungen des Museums für Volkskunde im ersten Innenhof eine Herrichtung und Ausbesserung erfahren, die seiner Erscheinung und seinem Ansehen in der Oeffentlichkeit zu gute kommt. Es steht zu hoffen und zu erwarten, daß diese Herrichtung im kommenden Jahr auch auf den Gartenhof erstreckt wird und daß schließlich auch die durch Witterung und Abwaschung sehr stark entstellten Fassade des Hauses wiederum durch Neuputz zu jener Geltung gebracht wird, die der wohlansehnlichen Barockarchitektur des Gebäudes entspricht. Mit diesem Wunsche für das kommende Jahr verknüpft die Leitung des Vereins und Museums für Volkskunde die Zusicherung, mit allen Kräften auf dem vorgezeichneten und durchaus mit dem angehofften Erfolge beschrittenen Wege wie bisher weiterzufahren.

Zur Beachtung! Die vom „Österreichischen Verband für Heimatpflege“ herausgegebenen „Richtlinien für die Trachtenpflege in Österreich“ sind in den „Schriften für Volksbildner“ der Zentralstelle für Volksbildung im Bundesministerium für Unterricht als Heft 33 erschienen und in der Trachtenberatungsstelle des Museums für Volkskunde erhältlich.

Rechnungsabschluß des Vereines

Einnahmen

für das

	Schilling
Barrest 1935	2.609.92
 Verein:	
Mitgliederbeiträge und Bezug der Zeitschrift S	1296.82
Verkauf alter Jahrgänge und Sonderdrucke	374.79
Verkauf der „Einführung in die Volkskunde“	28.—
Fördererbeitrag „Pago“	50.—
Durchlaufende Posten	14.45
	1.764.06
 Museum:	
Subvention des Bundesministeriums f. Unterr. S	7920.—
Ersatz der Fernsprechgebühren (B.-M. f. U.)	400.—
Subvention der Stadt Wien	3500.—
Subvention der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie	1500.—
Subvention d. Kammer für Arbeiter u. Angest.	300.—
Spende der Firma Martin Stapf	100.—
Spende der Harlander Spinnerei A. G.	50.—
Spende der Firma L. Zwieback u. Bruder	20.—
Spende des Vereines der Museumsfreunde	500.—
Leih- und Benützungsgebühren	745.50
Beglaubigungsgebühren	996.91
Lichtbilder (Veröffentlichung) usw.	220.61
Saalbenützung (Spesenvergütung)	334.50
Krankenkassenbeiträge des Personals	793.46
Einkommensteuerbeiträge	53.81
Eintrittsgelder und Verkauf der Führer	1815.85
Führungsbeiträge	180.—
Kleinere Einnahmen	32.46
Durchlaufende Posten	326.26
Zinsen ex 1935	5.73
	19.795.09
 Summe der Einnahmen und des Barrestes 1935	 24.169.07

Geprüft und

Ministerialrat Karl Gerstner

als Rechnungsprüfer.

und Museums für Volkskunde
Jahr 1936.

Ausgaben

		Schilling
Verein:		
Druckkosten d. Zeitschrift, Sonderdrucke usw. S	1827.50	
Zinkstöcke „	23.94	
Besprechungshonorare „	83.—	
Schriftleitung der Zeitschrift „	150.—	
Ankauf von 100 Stück „Einführungen in die Volkskunde“ „	80.—	
Versendung der Zeitschrift „	52.24	
Kanzlei und Drucksorten „	97.10	
Durchlaufende Posten „	14.45	2.328.23
Museum:		
Gehalte, Löhne, Aushilfen S	9558.50	
Krankenkassa „	1720.44	
Stempelabzüge „	83.20	
Kanzleierfordernisse „	208.97	
Postgebühren, Frachten „	435.37	
Fahrten „	181.33	
Fernsprechgebühren „	782.24	
Sammlungsankäufe „	351.30	
Bibliothek „	241.52	
Restaurierung der Sammlungen „	146.01	
Anschaffungen „	535.29	
Beleuchtung „	366.04	
Beheizung „	1090.99	
Reinigung „	574.64	
Führungen und Vorträge „	160.—	
Hauszins und Nebengebühren „	2228.54	
Einkommensteuer des Personals „	40.36	
Durchlaufende Posten „	326.26	19.031.00
Summer der Ausgaben		21.359.23
Barrest		2.809.84
		24.169.07

richtig befunden:

Direktor a. D. Leopold Reiter
als Rechnungsprüfer.

Die Vereinsleitung im Jahre 1936.

Präsident: Hofrat Univ.-Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Vizepräsidenten: Sektionschef a. D. Dr. Arthur Breycha, Kammerrat Hermann Kandl, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Eugen Oberhummer, Prof. Dr. Hugo Hassinger.

Generalsekretär: Univ.-Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

Generalsekretär-Stellvertr.: Univ.-Prof. Dr. Josef Weninger.

Kassier: Direktor Dr. Heinrich Jungwirth.

Ausschußräte: Hofrat Dr. Karl Giannoni, Oberlehrer Karl M. Klier, Dr. Georg Kotek, Univ.-Prof. Dr. Georg Kyrle, Dr. Franz Ottmann, Dr. Adelgard Perkmann, Univ.-Prof. Dr. Ludwig Radermacher, Hofrat Prof. Dr. G. Schlesinger, Prof. Dr. Karl Spieß, Konservator Sandor Wolf, Prof. Raimund Zoder, Prof. Dr. Karl Lugmayer, Dir. Hermann Reuther.

Vertreter des Bundesministeriums für Unterricht: Sektionsrat Dr. Hohenauer, Präsident Dr. F. Schubert-Soldern.

Vertreter der Stadt Wien: Oberamtsrat Dr. K. Wagner, Prof. Franz Kopp.

EHRENMITGLIEDER:

Dr. J. Bolte, Berlin (1920).

Josef Blau, Freihöls (1920).

Dr. M. Haberlandt (1920).

† Dr. Ed. Hoffmann-Krayer, Basel (1920).

(Gräfin) Nandine Berchtold, Buchlau (1914).

Karl (Freiherr von) Rumerskirch (1914).

Dr. Eugen Oberhummer (1929).

Dr. Michael Hainisch (1929).

Dr. Paul Kretschmer (1930).

Dr. Josef Strzygowski (1930).

Oskar Seyffart, Dresden (1932).

Dr. A. Dopsch (1933).

Dr. John Meier (1934).

KORRESPONDIERENDE MITGLIEDER:

Schulrat Karl Adrian, Salzburg.

Museumsvorstand Dr. K. Brunner, Berlin.

Museumsvorst. Prof. Dr. V. Geramb, Graz.

Hofrat Dr. G. Graber, Klagenfurt.

Univ.-Prof. Dr. N. Krebs, Berlin.

Univ.-Prof. Dr. O. Lauffer, Hamburg.

Prof. Josef Tvrdy, Wischau.

Univ.-Prof. Dr. M. Murko, Prag.

Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg.

Dr. Zeno Kuziela, Berlin.

Univ.-Prof. Dr. Hermann Wopfner, Innsbruck.

Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok, Innsbruck.

Direktor Prof. F. Pospišil, Brünn.

Hofrat Ferd. Raunegger, Klagenfurt.

Univ.-Prof. Dr. G. Jungbauer, Prag.

Univ.-Prof. Dr. E. Schneeweiss, Prag.

Dr. H. Bächtold-Stäubli, Basel.

Prof. Dr. A. Byhan, Hamburg.

Prof. Dr. H. Naumann, Frankfurt a. M.

Prof. Sigurd Erixon, Stockholm.

Prof. Dr. Paul Sartori, Dortmund.

Prof. Dr. D. Selenin, Leningrad.

Prof. Dr. Theodor Siebs, Breslau.

Direktor Vladimir Tkalčić, Zagreb.

Hofrat Dr. A. Depiny, Linz.

Univ.-Prof. Dr. E. Gierach, München.

Prof. Dr. K. Hahm, Berlin.

Prof. Dr. O. Moro, Villach.

P. Rom. Pramberger, Stift St. Lambrecht.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Volkskundliches aus Waltrowitz, Bez. Znaim, in Süd-Mähren.

(Schluß.)

Von Dr. Karl Bacher, Wien.

II. Von Geburt und Taufe, Krankheit und Sterben der kleinen Kinder.

Ein kleines Kind ist zur Welt gekommen. Das freudige Ereignis spricht sich natürlich sofort im Dorfe herum. „Bein Obermann Franz is der Ofa reinbrocha!“ heißt es scherzhaft. Vater Obermann hat in der Früh seine größeren Knaben, die schon im Stalle schlafen, mit der Botschaft geweckt: „Stehts auf, de N. (Name der Hebamme) hot uns a kloans Menscherl brocht“. Der neun-jährige Naseweis, der Micherl, fragt jäh: „Jo, — wo hot s'as denn hergnomma?“ Ohne Verzug antwortet Vater Obermann: „No, i der Locka¹⁾ hot s' as holt aufgefischt“. — Während der neun Tage, in denen die Hebamme pflichtgemäß täglich und auch zweimal täglich zur Pflege der Wöchnerin und des Säuglings ins Haus kommt, schleicht sich mein Micherl jedesmal frühmorgens heimlich zur Lache und schaut neugierig und gespannt auf die krötenbewegte Wasserfläche.

Die Hebamme hat's zu solchen Zeiten in jedem Hause gut, man schaut auf sie: Kaffee und Wein gibt es täglich. Und wo es ihr gut geht, da besucht sie das Haus auch wohl über die neun Tage hinaus bis zum sogenannten „Vürgehen“. Schon einen Monat vor der Geburt hat die Schwangere an einem Sonntagnachmittag die „Go'l“ und den „Göd“ heimgesucht und angedet, ob sie „z' Gvodern stehn“ werden. Ist nun die Zeit da, so verständigt die Hebamme die Gevattersleute über Ort und Stunde der Taufe. Die Go'l betrachtet es als ihre Pflicht, der Wöchnerin mindestens zweimal eine Fleischsuppe zu kochen, sie muß ihr „Suppm trogn“. Mit zwei bis sechs Tagen wird der Säugling getauft. Die Go'l trägt ihn in die Kirche; dort wird er, wenn es ein Bub ist, während des Taufaktes vom Göd gehalten. Die Pfarrgebühr wird vom Göd beglichen, Mesner und Hebamme bekommen die üblichen Trink-

¹⁾ Tümpel. (Die Vorstellung ist im Thayagebiet, was aus den Erhebungen der deutschen Volkskunde hervorgeht, besonders verbreitet. Anm. d. Schriftleitung.)

gelder. Dem Taufakte schließt sich ein Opfergang an, bei dem auch größere Geldstücke als bei einem gewöhnlichen dargebracht und erwartet werden.

Bei der Wöchnerin gibt es dann eine kleine Mahlzeit, gewöhnlich Kaffee mit Bäckerei. Der Täufling wird ausgewickelt, da fällt aus dem Polsterl eine 50-Kronen-Note: diese hat ihm die Taufgo'l heimlich in der Kirche ins Polsterl gebunden — als Taufgeschenk. Die Wöchnerin steht im allgemeinen schon drei, vier Tage nach der Geburt auf, aber damit ihr das Kind nicht verschrien wird, geht sie nicht aus dem Hause bis zum „Vürgehen“. Das dauert ungefähr 14 Tage bis vier Wochen. Wieder lädt die Hebamme die Gevattersleute zum Vürgehen ein. An einem Sonntage gehen nun die Mutter, die Go'l und die Hebamme mit dem Säugling, den — zumindest in der Kirche — die Mutter trägt, in den Nachmittagssegn. Mutter und Kind werden vom Pfarrer eingesegnet, die Mutter hat dabei eine brennende Kerze, sie gehen um den Altar, knieen nieder und beten, ein Opfergang ist der Abschluß. Ledige Mütter dürfen mit ihrem unehelichen Kinde nicht „vürgehen“. Nun erst ist das eigentliche „Taufmahl“, bei dem fast so reichlich wie bei einer Hochzeit aufgetragen wird.

Uralt ist die Angst von bösen Einflüssen auf das Kind. Schon vor der Geburt muß die Schwangere achtgeben, daß sie nicht etwa „derkimt“ (erschrickt). Wenn sie z. B. bei einem Feuer „derkimt“ und sich ins Gesicht oder an die Brust fährt, so bekommt sicher das Kind an der betreffenden Stelle ein „Mol“ (einen Fleck). Eine Schwangere kriegt gern das „Glustrat“ (Verlangen, Appetit). Eine kam einmal zu Leuten auf Besuch, die gerade eine Hasensoß aßen; sie hätte nun sehr gerne mitgegessen, getraute sich aber nichts zu sagen und man lud sie auch nicht ein. Um ihr Gelüste zurückzudämpfen, griff sie sich an die Brust. Ihr Kind hatte dann einen hasensoßbraunen Fleck an der Brust. Wenn eine Schwangere schon das Pech hat, daß sie erschrickt, soll sie geschwind auf die kleine Seite gehen, damit das Kind vor Schaden bewahrt bleibt.

Oben wurde schon gesagt, daß die „Sechswöchnerinnen“ bis zum Vürgehen nicht aus dem Hause gehen dürfen. Eine ging einmal heraus; wie sie zurückgeht, begegnet ihr ein großer Hund und trägt ein Kind im Maul. Sie jagte ihm das Kind ab und trug es in die Stube, da lag aber ihr Kind ohnehin drinnen. Jetzt wußte die Frau nicht, welches ihr Kind war, und mußte ewig in Sorge sein, daß ihr Kind ein „ausgetauschter Wechselbolg“ sei.

Auch heute noch wird das „Verschreien“ sehr gefürchtet. Die Person, die das Kind verschrien hat, kommt am dritten Tag wieder. Bewunderungsausdrücke eines Besuchers werden mit großem Mißtrauen aufgenommen und ängstlich abgelehnt. Gegenmittel gegen das Verschreien sind: im Kinderzimmer wird Glut mit Weihrauch aufgestellt; dem Kinde bindet man eine rote Masche um; ein Rosenkranz oder sonst etwas Geweihtes wird dem Kinde untergesteckt.

Wenn ein Kind die „Brüstln“ angeschwollen hat, sitzt die „Drud“ auf ihm. Da streut man, um ihm Befreiung zu bringen, Grieß vor die Stubentür, und zwar am Abend, sobald kein Hausgenosse mehr aus der Stube geht. Wenn nun die Drud kommt, muß sie die Grießkörner aufklauben und kann daher nicht mehr zum Kinde kommen, das auf diese Weise erlöst wird. Man darf das kleine Kind auch nicht in den Spiegel schauen lassen, da schaut der Teufel heraus. Wenn einmal das Kind aus der Stube getragen wird, läßt es die Mutter nie ohne Weihbrunn über die Türschwelle, denn draußen lauert der Teufel.

Dem sterbenden Kinde holt man die Taufgo'l, es kann nicht früher sterben. Auch, wenn die Eltern mit jemandem in Feindschaft leben, kann das Kind nicht sterben; die Eltern müssen sich versöhnen. Dem sterbenden Kinde gibt man eine Kerze in die Hand, bis es tot ist. Nun brennt neben der Leiche das Oellamperl, Weihwasser mit einem Strohährenbüschel wird zu Häupten hingestellt, damit die Besucher die Leiche besprengen können, von allen Verwandten werden viele Heiligenbilder auf die Leiche gelegt. Die Go'l kauft den „Ueberton“ und das „Kranzl“ für den verstorbenen Täufling und legt ihm ein Wachskreuz auf die Brust. Leichenträger für ein Knäblein ist ein größerer Knabe, der einen grünen Kranz um dem Arm hat, ein Mäderl wird von einem weißgekleideten Mädchen, das den grünen Kranz im Haar hat, zum Friedhof getragen. Der Vater macht mit der Totentruhe über die Türschwelle dreimal eine kreuzweise Schwingung nach unten. Die Mutter geht nur dann „mit der Leich“, wenn sie schon „vürgonga“ ist. Das gestorbene Kind wird unter die Engel aufgenommen, daher soll man es nicht beweinen; sonst brennen es die Tränen; im Himmel ist das Kind ja „am bestn aufgebt“.

Wenn aber die Mutter, die „Sechswöchnerin“ nämlich, in ihrem Zustande stirbt, soll man ihr Schuhe anziehen, denn sie geht den geraden Dornenweg in den Himmel.

III. Frömmigkeit und Aberglauben, Hexen und Gespenster.

Vor dem Anschneiden eines Brotlaibes werden mit dem Messer drei Kreuzzeichen an der Flachseite gemacht „im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Der Laib darf nicht mit der Anschnittseite gegen die Für am Tische liegen, sonst schwindet das Brot im Hause zu rasch, auch soll er mit der flachen, nicht mit der gewölbten Seite auf den Tisch oder in die Tischlade gelegt werden, damit die Wirtschaft nicht zurückgeht. Die abgefallenen Brotbrösel sammelt die Mutter sorgsam und verbrennt sie.

Wer errät, welches Ohr dem andern klingt, erfährt etwas Neues. Wenn man sich eine Eidechse dreimal über den Fuß oder die Hand rennen läßt, dann findet man etwas. Wie entdeckt man einen Dieb? Noch vor ein paar Jahren stellte ein Bauer folgendes Reiter-Orakel an, das früher wohl allgemeiner üblich gewesen sein mag. Dem Bauer wurden Kartoffeln vom Feld gestohlen. „Den Diab wean mer glei hom“, sagte er zu seiner Tochter, „heunt no wean mer Reiter renna lossn!“ Zuhause ließ er sich von der Tochter ein sogenanntes „Haarsiebl“ (Mehlsieb) reichen, steckte eine Schere mit einer Spitze in die Zarge und ließ das Haarsiebel schweben und sich drehen. Nun fragte er: „Heiliger Antonius, i bitt di, sog mer's: hot der N. N. meine Erdäpfln gnomma?“ So fragte er öfter, bei einem Namen blieb die Reiter plötzlich stehen, — der war der Dieb! (Zwei alte Männer, die ich über dieses Orakel näher befragte, erklärten mir aber, daß der der Dieb sei, bei dem die Reiter sich zu drehen beginne. Jenen Vorgang erzählte mir die Tochter des Bauern, die dabei war.)

Wer einen vierblättrigen Klee findet, der hat Glück; wem ein Hase über den Weg läuft oder ein altes Weib begegnet, der hat Pech. Hat man beim Kuckucksruf Geld in der Tasche, so hat man es das ganze Jahr. Wenn man einen Schatz hebt, darf man nichts reden dabei! Wer beim Kartenspiel recht viel gewinnt, hat eine dürre Krot in der Tasche. Wenn eine Henne kräht (wie der Hahn), kräht sie Unglück ins Haus. Wer am Abend die Stube auskehrt, kehrt das Glück hinaus. Wer Bläschen („Blodern“) an der Zunge bekommt, über den schimpfen die Leute. Wer das Schmalz verkauft, verkauft den Schlaf.

Dongert's um Neuni vormitto', keinman no neun Wettern no'. Wia der Freita so der Sunnta. Wonn's af Bartlmai (24. August regnt, dos is a Roßschinder (es regnet dann immer und die Pferde müssen sich plagen). Beim Essen wird aufgefördert: „Eßts olls

zsomm, daß's schön bleibt moreng'". Wenn der Hund oder die Katze Gras fressen, so regnet es bald. Am Dreifoltigkeitssunnta (Sonntag nach Pfingsten) derfan d' Weiber nit nahn, weil sunst rennan eahn d' Wetter nō'. Die alte Schw. (aus Waltrowitz) hat bei argem Sturm ein Schäuferl Mehl in den Hof hinausgeschüttet und gesagt: „Do host, daßt aufhörst!“

Der Ackerbauer, der mittags draußen im Felde seine Pferde füttert, muß ihnen „dos Trittlerl aushagln und owerlegn“, denn sonst rasten sich die Pferde nicht aus. Dem Linskäferl darf man nichts antun, denn es hat die Mutter Gottes am Buckel. Auch die Kreuzspinnerin darf nicht getötet werden, weil sie ein weißes Kreuz am Buckel hat. Wer am Freita singt und in Somsta spinnt und in Sunnta d' Mess' versamt, der is scho verdammt. Wenn eine Frau die Regel hat, soll sie auf keinen Baum steigen, sonst wird er dürr. Wenn bei einem Mädchen am Gewande ein Haferkorn hängen bleibt, hat es einen Bräutigam. Wenn einem Mädchen die Haarnadel heraussteht, sehnt sich wer nach ihm. Wenn einem Mädchen die Schürze aufgeht, wird es seinem Bräutigam untreu.

Die Volksmedizin kennt vor allem noch immer das sogenannte Ansprechen. Besonders hat man bei Fieber angesprochen. Ein Bauer erzählte es mir, daß er einmal eine ungewöhnlich große Warze, die er am Fuß hatte und die ihn beim Gehen sehr quälte, nur dadurch verlor, daß die Sch. S. (eine noch jetzt lebende alte Frau in W.) sie ihm bei Vollmond ansprach. Sonderbar lautet der lateinische Spruch, mit welchem die Alten die Ratten aus dem Hause vertrieben; er wurde mir — offenbar entstellt — folgendermaßen angegeben: Caelis Barbara, sancta Nicotasia, Nicodaeus, ora pro nobis! Dieser Spruch wurde in der Stube auf den „Dram“ geschrieben und die Ratten verschwanden. Das Trinkwasser, das man auf dem Felde mithat, muß vor dem Nachhausefahren auf den Acker geschüttet werden, sonst werden zuhause die Schweine hin, wenn man es nachhause bringt. Wenn man die erste Schwalbe sieht, muß man sich über neun Aecker kugeln; dann tut einem im Sommer kein Kreuz weh. Die Kuh, die gekalbt hat, bekommt Brot mit geweihtem Salz, Knoblauch und Zwiebel, damit sie bald „müaßi“ wird. Wenn man im Stall ein neugeborenes Kalb hat, darf man keinen Werkzeug aus dem Haus leihen, man soll auch das Kalb drei Tage gar keinem Fremden zeigen. (Hier zeigt sich offenbar die alte Furcht vor dem Verhexen!) Wenn die Leute (früher) die Kühe zum erstenmal ausgetrieben haben, haben sie einen Besen

vor die Stalltüre gelegt, so daß die Kühe drübersteigen mußten und so vor dem Verhexen gefeit waren. (Jetzt werden die Kühe nicht mehr ausgetrieben.) Wenn beim Schweineschlachten das Tier unter dem Messer lange nicht hin wird, dann heißt es: „Steht gwiß i der Nochberschoft oaner wo af r an Besn und tuit uns as z' Fleiß“.

Man sieht schon aus diesen letzten Beispielen, daß der Hexenglaube immerhin im Volke noch ziemlich lebendig ist, wenn es auch — wie ich merke — im Dorfe gegenüber der Zeit meiner Kindheit viel besser geworden ist. Heute dürfte wohl in meiner Heimatgemeinde kein altes Weib als Hexe verschrien sein. Die Bauern meinen, früher sei der Teufel mit großen Ketten angehängt gewesen, seit er aber auf der Welt sei, gebe es keine Hexen mehr. Heut ist also der Teufel selber los! Die älteren Leute wissen noch genug Schauergeschichten von Gespenstern und Hexen zu erzählen. Ich erinnere mich aus meiner Kindheit an drei alte Weiber, die in dem unheimlichen Geruche von Hexen standen. Wir Kinder hatten auch vor ihnen eine Heidenangst.

Die alte S. K. soll immer ein Grastuch aufgebretet und aus den vier Zitzen Milch gemolken haben. Dafür bekam der Nachbar von seiner Kuh gar keine oder nur blutige Milch. Einmal aber wußte er sich zu helfen und bekam auf folgende Weise heraus, wer ihm immer die Kuh verhext hatte. Er molk die seine Kuh, schüttete die Milch, die wieder blutig war, in einen Trog und schlug nun mit einêr Dornengerte, die er sich um 12 Uhr in der Johannisnacht abgeschnitten hatte, heftig darauf los. Es dauerte gar nicht lange, so klopfte und riß jemand stark an seinem Hoftor herum, — es war die alte S. K., im Gesichte ganz zerkratzt und zerschlagen. Ein ähnliches Mittel, die Hexe ausfindig zu machen, war folgendes: man ließ die verhexte, blutige Milch ganz verkochen; auch da meldete sich alsbald die Hexe beim Tor, im Gesicht ganz verbrannt. Wenn die Kuh beim Melken seicht, ist sie auch verhext. Da fängt man ihren Harn in einem Plutzer auf, so daß kein Tropfen daneben geht, stopft das Gefäß fest zu und versteckt es. Nun kann auch die Hexe nicht seichen, sie kommt und sucht den Plutzer; so verrät sie sich als die Uebeltäterin. In der Zeit, da die Kuh verhext war, durfte kein Gegenstand ausgeliehen werden, damit er nicht eventuell in Berührung mit der Hexe komme.

Die Ortsburschen sahen einmal zwei alten Weibern zu, wie sie um 12 Uhr mitternachts im Hause des Bauern H. N. um eine

Reiter, auf der eine Kerze brannte, herumtanzten und Hexerei trieben. Da schlug einer von ihnen heftig ans Tor, dann suchten alle schleunigst das Weite. Aber der angeschlagen hatte, bekam plötzlich einen „Hexenschuß“. Ein altes Weib, das als Hexe galt, steckte einmal heimlich einem Ministranten etwas zu und flüsterte ihm zu, er möge es unter das Meßbuchpolsterl legen, — damit eine Messe darüber gelesen werden. Zum Glück wurde das Päckchen früher noch entdeckt: es war ein eingehülltes „Scherrpratzerl“ (Maulwurfsfuß), das die Hexe offenbar hatte weihen lassen wollen, um besser hexen zu können.

Sehr kleine Hühnereier, sogenannte Windeier, heißen bei uns „Hexenoaln“. Das Geflügel kann nämlich auch verhext werden. Man schaue, ob vor dem Haus nicht ein „Hexnstoa“ liegt. Wenn man eine Henne oder Gans „ansetzt“ (ins Nest zum Brüten), legen manche alte Weiber einen alten „Hatscher“ (Pantoffel) unten hinein, damit der „Schratl“ kein Ei nimmt.

Mein Onkel erzählte öfter die Schauerhör: Beim Kreuz oben (außerhalb des Dorfes steht an der Straße ein Kreuz in der Nähe des Friedhofes) sitzen um 12 Uhr nachts die Toten auf Bänken bei Tischen und trinken aus „Saukloian“ Wein. Wenn jemand auf der Straße vorbeigeht, werden Tische und Bänke umgeworfen und die Toten laufen zum Friedhof zurück und legen sich wieder hinein. Es ist aber auch schon vorgekommen, daß sie den Vorübergehenden mitgenommen haben. Einem Schelm fiel es einmal ein, einen Knochen mitzunehmen. Welch ein Schrecken faßte ihn, als bald, nachdem er sich ins Bett gelegt hatte, der Tote an sein Fenster pochte und sein Schienbein verlangte.

Im Joslowitzer Feld sah man häufig drei feurige Männer. Sie haben sich in der Nacht auf fahrende Wagen gesetzt, daß die Pferde „derlaih“ wurden und stehen blieben. Mit Beten konnte sie der Kutscher nicht vertreiben, wohl aber, wenn er recht „gsakamentiert“ (geflucht) hat. Wenn übrigens ihre Zeit war (um Mitternacht), sind sie von selbst verschwunden. Die Feuermänner sollen sich bis zum Haus, bis zu einem Stadel gewagt haben, aber nicht unter die Dachtraufe.

IV. Die Hauptfeste des Jahres.

Neujahr.

In der Nacht vor dem Neujahrstag (Silvesternacht) wird das alte Jahr vom Halter mit der „Holterpeitschn“ „auskrocht“; auch

ein Lied hat er früher immer geblasen, er hat das alte Jahr „ausblösn“. Der Brauch des Neujährwünschens ist noch in Blüte. Schon sehr zeitlich früh sind die Kinder des Dorfes geschäftig und laufen durch die Gassen. Reichere Kinder gehen wohl nur zu den Verwandten, arme Kinder aber laufen fast zu allen besseren Bauern, sagen ihre Wünsche auf und bekommen dafür Geld oder Bäckerei. Auch arme ältere Leute gehen „Neujohr wünschn“. (Neujährwünsche, wie sie in Waltrowitz üblich waren und sind, erliegen im Archiv der Zeitschrift.)

Die Heiligen Drei Könige.

Am Vortage (5. Jänner) ist in der Kirche immer die Wasserweihe. Es ist üblich, dabei auch Zwiebel, Knoblauch, Salz und Kreide weihen zu lassen. Die Nacht vom 5. zum 6. Jänner ist eine Rauhnacht, bei uns auch Unternocht genannt. Abends werden die Räume des Hauses, insbesondere die Stallungen mit Weihrauch „ausgraukert“ und mit dem frischen Weihwasser besprengt, und zwar nach den vier Weltgegenden, weil ja die Heiligen Drei Könige auch aus allen Weltgegenden gekommen sind. Der Hausvater malt auf alle Türen (zu Stube, Stall, Stadel und Boden) mit der geweihten Kreide die Anfangsbuchstaben der Heil. Drei Könige + C + M + B. Scherzhaft werden diese Buchstaben freilich sehr weltlich ausgedeutet: „**K**athl, **m**och is **B**ett!“ Die Kühe bekommen Brot mit geweihtem Salz. Das Drei-Königs-Wasser trägt man auch in den Friedhof, um die Gräber damit zu besprengen.

Man pflegt auch hie und da noch die Heiligen Drei Könige abends „auszurufen“ oder „auszuschießen“. Einer geht in den Hof und ruft mit einem Sprüchel die Heiligen Drei Könige, ein anderer haut von draußen dreimal ans Tor an. Oder der Bursche, der draußen steht, schreit:

De Heilign drei Kini san hier, san no nit hier,
kemman erst moreng i oller Früah,
soweit ols der Holl geht,
daß koan Diab i meins Vodern Stoll geht,
Kaspar, Melchior und Balthasar!

Dann schießt der andere Bursche, der drinnen im Hof steht. In dieser Unternocht spannen früher die Weiber nicht; auch muß „viel onreima“ (d. h. die Obstbäume müssen in der Nacht viel Reif bekommen), damit viel Obst wächst.

Am 6. Jänner kommen „Die drei Waisen aus dem Morgenlande“. Drei Burschen, alle die Bischofsmütze und einen Stern auf dem Kopfe, wie die Heiligen Drei Könige angezogen, einer darunter wie ein Mohr geschwärzt, gehen von Haus zu Haus und singen das „Dreikönigslied“; sie bekommen dafür Geld. (Doch sieht man das jetzt wohl schon selten.)

Der Fasching.

Auf dem Lande wird der Fasching drei Tage, eigentlich vier Tage lang gefeiert, er ist neben dem Kirchtag das Haupttanzfest des Jahres. Vierzehn Tage vorher wird von den Burschen die „Fosching holtn“, „Fosching aufnomma“. Ein Musikant wird ins Wirtshaus bestellt, mit ihm wird das Geschäftliche besprochen: die Musik wird aufgenommen. Der Wein, der dabei getrunken wird, kommt schon auf die Faschingsrechnung, „am Robisch“; der Robisch ist der mit Bändern und Maschen geschmückte Stab, den der Altbursch bei Fasching und Kirchtag trägt, er paßt genau zu einem andern, der dem Wirt gehört; wenn die Burschen Wein oder Bier beziehen, werden die beiden Stäbe ineinandergeschoben und der Liter Wein wird über die beiden Stäbe mit einem Riß eingekerbt, so daß die Rechnung genau stimmen muß, keine Partei kann die andere betrügen. Acht Tage vor dem Faschingsonntag ist der sogenannte „Pro'sunnta“ (Probesonntag), an dem hie und da auch schon getanzt wird; dabei müssen die aufgenommenen Faschingsmusikanten bloß um den Trunk spielen.

Die Faschinghalter (die Burschen, die Fasching halten) geben Geld zusammen, um einen wertvolleren Gegenstand zu kaufen, der dann am Faschingsdienstag ausgetanzt wird; gewöhnlich ist es ein Bild, ein Haussegen oder ein Spiegel. Jeder Bursch schafft sich auch noch ein schönes „Büschel“ für seinen Hut an und am Samstag abends wird die Tanzstube im Wirtshaus mit Bändern und Farbpapierketten schön geschmückt und aufgeputzt, wobei natürlich wieder die ganze Zeche „am Robisch“ geht.

Am Sonntag vormittag holen sich die Burschen beim Bürgermeister die Lizenz und nachmittags um drei Uhr beginnt der Tanz. Auf den Bänken längs der Wand sitzen die neugierigen Mütter, die genau aufpassen und besprechen, was jedes „Mensch“ für ein Kleid anhat und wer sie zum Tanz nimmt. Es ist streng eingehaltener Brauch, daß der Bursch bei der ersten Reck (beim ersten Tanz) die Schwester, bei der zweiten aber seine Erkorene zum Tanze führt. Nach den drei Stücken der Faschingsburschen tanzen die

Altburschen drei Stücke, sie zahlen den Burschen und Musikanten ihren Beitrag, indem sie sich ein Tusch aufspielen lassen, hernach kommen die „Druntertänzer“, die jüngeren Burschen, die noch nicht mithalten dürfen, daran und sie machen es ebenso. Dann wird durcheinand getanzt; eine Nachtmahlpause unterbricht den Tanz, der hernach bis etwa 12 oder 1 Uhr dauert.

Am Montag beginnt der Tanz um 2 Uhr vom neuen. Waren am Sonntag die Mädchen festlich, „altgvadrisk“ mit ihrem schönsten Kleid angezogen, so kommen sie am Montag weiß gekleidet. Wieder tanzen zuerst die Burschen, dann die Altburschen und nach diesen die „Druntertänzer“, worauf der gemischte Tanz einsetzt. Abends ist der „Monnertanz“. Die Musikanten holen die Männer aus der Extrastube ab, sie marschieren in die Tanzstube und tanzen mit den Weibern, die auf diesen Augenblick schon gewartet haben, 6—8 Stücke. Sie lassen den Musikanten Wein hinstellen und bei Tuschbegleitung zahlen sie ihren Beitrag. Gewöhnlich wird auch noch eine Juxlotterie veranstaltet, bei der natürlich recht geschwindelt wird, damit für die Faschinghälter recht viel Geld hereinkommt. An diesem lustigen Faschingstag dauert der Tanz in der Regel am längsten, meist bis 4 Uhr früh.

Am Dienstag beginnt der Tanz wie am Montag. Aber schon früh am Nachmittag fängt das Austanzen des Haussegens, den — wie wir annehmen wollen — diesmal die Burschen gekauft haben, an. Der schön eingerahmte Haussegen strahlt, umwunden von einem grünen Kranze, lockend von der Wand herunter. In der Mitte des Zimmers setzen sich zwei jüngere Männer zu einem Tischchen und schreiben auf, was jedes Mädchen zahlt. Die Paare tanzen um sie herum, der Bursch hält beim Tische auf, wartet der Tänzerin mit Wein auf, der am Tische bereit steht, und die Tänzerin zahlt nun. Für das Mädchen ist es eine Ehre, den Haussegen zu gewinnen. Darum lassen auch Männer, Mütter und Verwandte die Zahlungen, die sie leisten, auf ein bestimmtes Mädchen aufschreiben. Der Wetteifer ist namentlich gegen Schluß sehr groß, besonders wenn zwei oder mehrere ziemlich gleich stehen. Es sollte freilich gar nicht verraten werden, wie hoch jede steht, aber es geschieht dennoch — eben um des Geschäftes halber. Die Burschen wissen die Leidenschaft und den Ehrgeiz der Mädchen wohl zu schüren, daß sie nur ja fest zahlen. Ein kleiner Schwindel ist in der Regel auch dahinter, so daß auch Streiterei und Zwist daraus entstehen können. Endlich am späten Abend, wenn die

Mädchen hinlänglich „ausgsacklt“ sind und den Burschen die Geldsumme schon groß genug scheint, wird das Austanzen beendet. Nun werden drei Solo-Ehrenstücke getanzt: Die Gewinnerin des Haussegens tanzt, geschmückt mit jenem grünen Kranz, der bisher den Haussegen umwunden hat, mit dem Altburschen, die zweitbeste Zahlerin erhält ein Sträußchen für den Solotanz, auch die Drittbeste tanzt noch mit. Die Burschen tanzen aber nur das halbe Stück und ziehen dann den Wirt und den zwei Aufschreibern, „den Aufsetzern“, auf, d. h., sie führen ihnen ihre Tänzerinnen zum Tanze zu. Bei den folgenden Solostücken wechseln die Tänzer zwanglos die Tänzerin. Hierauf ist die Nachmahlpause. Nach dieser wird bis 12 Uhr getanzt, dann beginnen die Fasten. Die Burschen freilich kehren, nachdem sie die Mädchen nachhause geleitet haben, fast alle wieder ins Wirtshaus zurück, gegen früh ist der übliche Heringschmaus, dann waschen sie sich im Wirtshaus, putzen sich die Schuhe und Kleider und gehen aus dem Wirtshaus geradewegs in die Aschermittwochmesse „einäschern“.

An diesen Faschingstagen ist nicht bloß im Wirtshaus, sondern auch überall in den Häusern eine fröhliche Stimmung und an Fleisch, Bäckerei und Wein dazu wird nicht gespart. Insbesondere fehlen fast in keinem Haus die herkömmlichen Faschingskrapfen, die besonders am Dienstag gegessen werden.

An den Vormittagen der Faschingstage gehen Gruppen von Burschen zu den Mädchen, die ihnen mit schwarzem Kaffee oder Tee und Bäckerei aufwarten. Der Aschermittwoch ist ebenfalls ein halber Feiertag. Jedenfalls wird nicht gearbeitet. Nach dem Mittagessen beginnt das „Umerdumgehn“ der Burschen. Zunächst wird der Gewinnerin der Haussegen ins Haus gebracht, dann bewegt sich der Zug zur „Zweiten“, der mitunter auch ein kleineres Geschenk gegeben wird, und so werden nach und nach alle Mädchen besucht. Die ganze Burschenschaft zieht mit und gewöhnlich auch noch die zwei „Aufsetzer“ (die beim Austanzen geschrieben haben), bei jedem Mädchen wird die Gesellschaft mit warmem oder kaltem Wein, mit schwarzem Kaffee oder Tee und Bäckerei bewirtet und überdies bekommt sie ein Stück Geselchtes, Eier u. dgl. mit. Auch die bei der Bewirtung übriggebliebenen Sachen lassen die Burschen nicht zurück; man hat Körbe und Plützer mit, um die Bäckerei, bezw. den Wein mitzunehmen. Der Packknecht, der alle diese Sachen tragen muß, ist der sogenannte „Einleirer“, gewöhnlich der Mann, der den Burschen an Sonntagen Kegel aufsetzt und sonstige

Dienste im Wirtshause verrichtet. Auf einer Stange trägt er die geselchten Fleischstücke aufgespießt, in Körben die Eier und die Bäckerei und in Krügen den Wein. So zieht die Burschenschaft singend durch die Gassen des Dorfes. Ein Spaßvogel hat sich als Faschingsnarr angezogen, er bildet in seiner Maske das Gaudium der Kinder, die natürlich johlend mitziehen; er kann sich der frechen Buben nur mit einer Rute erwehren. So hat der Faschingsnarr immer für die „Hetz“ zu sorgen.

Abends, wenn die Burschen mit dem „Umerdumgehn“ fertig sind, kehren sie ins Wirtshaus zurück und essen zunächst eine Eierspeise. Die Wirtin muß dann das gesammelte Fleisch kochen, Schmalz, Salz, Brot, Holz, kurz alles, was noch zum Kochen oder zur Mahlzeit gehört, hat der Einleirer in der Zwischenzeit ebenfalls bei den Mädchen zusammengébettelt und ins Wirtshaus geschleppt. Um zwölf Uhr, wenn der Fasttag aus ist, — mitunter wird der Uhrzeiger von einem „glangrigen“ Burschen schon ein Stündchen früher auf zwölf gerückt! — wird aufgetragen und es beginnt die lang ersehnte Schmauserei, die den Beschluß des fröhlichen Faschings bildet.

Die Männer verbringen den Aschermittwoch im Keller und im Wirtshaus. Jeder Mann, der auf altes Herkommen etwas hält, soll sogar am Aschermittwoch ins Wirtshaus gehen, er soll schon vor Sonnenaufgang einen Branntwein trinken, „daß der Brein nit brandi wird“. So kann man in der Tat am Aschermittwoch Männer im Wirtshaus sehen, die man sonst das ganze Jahr dort nicht antrifft. Darauf geht die Redensart zurück: „Am Aschermittwoch is der Teufl nit dahoam“; denn wenn man ein Weib fragt, wo ihr Mann sei, antwortet sie, nachgerade schon erzürnt über die „Lumperei“: Ah! der Teufl is scho wieder nit dahoam!“

Acht Tage nach dem Fasching rechnen Wirt und Burschen miteinander ab. Da erfährt jeder Bursch, was er zu zahlen hat. Meist aber kommt so viel Geld von den Mädchen ein, daß den Burschen noch etwas übrig bleibt. Das wird aber nicht geteilt, sondern gemeinsam vertrunken.

Ostern.

Am Palmsonntag ist die Palmweihe. Die geweihten Palmkatzlerlbuschen werden zum Schutze des Hauses in der Stube, in der Kammer, im Stall aufgesteckt, auch auf die Gräber der Verwandten steckt man sie. Den Kindern wird empfohlen, einzelne

Palmkatzern zu verschlucken, damit sie kein Halsweh bekommen. Die Palmbüsche vom vergangenen Jahre werden verbrannt.

Der Gründonnerstag heißt „Antlaßpfinsta“. Die an diesem Tage von den Hühnern gelegten Eier sind die „Antlaßoa“, diese werden am Ostersonntag in die Kirche zur Weihe getragen. Der Tag ist Beichttag. Die alte Schw. hat am Antlaßpfinsta „en Krotnan ausgläut't“. Wenn nämlich die Glocken nach Rom geflogen waren, hat sie mit Häfen und Hauen recht gescheppert, damit den ganzen Sommer keine Kröte ins Haus komme. Zeigte sich dann doch eine, so entschuldigte sie: „Dos is holt a Spotling, der wird holt dselml no gschlofa hom“.

Der Charfreitag ist der strengste Fasttag, früher kochten die Leute nicht einmal mit Schweineschmalz, sie verwendeten Rindschmalz; man darf an diesem Tage nicht „weißinga“ (die Wände und Mauern weiß streichen), sonst kommen der Hausfrau Ameisen ins Schmalz. Mann soll am Acker keine Erde riegeeln, daher wird am Charfreitag nicht geackert, obwohl häufig gerade Bauzeit ist, sondern nur gewalzt. Nachmittags ist in der Kirche letzte Kreuzwegandacht und Predigt, abends wie an allen Chartagen Andacht.

Am Charsamstag kommen die Glocken, die am Gründonnerstag nach Rom geflogen sind, wieder zurück. Während dieser Zeit, wo die Glocken schweigen, laden die gesamten Schulbuben, die „Ratscher“, mit ihren Glöckerln, Hand- und Schubkarrenratschen zu Gebet und Kirche ein. Die großen Buben sind die „Vorratscher“, die „Seitenratscher“ haben zu den abgelegenen Häusern und Gehöften zu gehen, wo der Hauptzug der Ratscher nicht vorbeizieht. Wenn die Buben „Gebet ratschen“, so rufen sie: „Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruiß, den jeder katholische Christ beten müß!“ Zum Gottesdienst rufen sie so: „Wir ratschen, wir ratschen z'erst!“ oder: „Wir ratschen, mir ratschen z'somm!“ Am Charfreitag von der Kreuzwegandacht rufen sie: „Mir ratschen, mir ratschen dos Leiden Christi und z'somm!“ am Charsamstag vor der Messe: „Mir ratschen, mir ratschen dos letzte Mol z'somm, weil de Glocken san kemma vo Rom!“ (Kleinere Buben mißverstehen und rufen: „weil de Glocken san kemma v o r o n !“) Nach der Messe holen sich die Ratscher ihren Lohn von den Leuten: sie gehen herum und bekommen Eier und wohl auch Geld. Die Teilung findet abgestuft nach dem Alter statt, noch jedes Jahr hat es Zufriedenheit bei den Großen und Unzufriedenheit und Tränen bei den Kleinen gegeben, denn der 14-jährige Bub hat seine dreißig Eier und Geld davon-

geschleppt, während der Sechsjährige mit zwei, drei Eiern abg gespeist wurde. Während des Gottesdienstes wird vor der Kirche „der Judas verbrennt“: es wird aus Kohle und Holz ein Feuer angemacht, in dem alle übriggebliebenen geweihten Sachen (Oel, Palmkatzerln u. dgl.) verbrannt werden. Die Asche der verbrannten Palmkatzerln wird am nächsten Aschermittwoch zum „Einäschern“ verwendet. Die Auferstehungsprozession, die gewöhnlich nachmittags um 5 Uhr stattfindet, ist ein sehr festliches Ereignis und wird möglichst prunkvoll gefeiert.

Am Ostersonntag werden in der Kirche nach dem Amt die Antlaß Eier geweiht. Vor dem Mittagessen schält sie der Hausvater sorgfältig über einem weißen Tuch, damit ja kein Stückchen von der geweihten Eierschale verworfen wird. Die Eier werden geteilt auf einen Teller gelegt und vor der Suppe essen die Familienmitglieder je eine Hälfte, und zwar so, daß der Vater mit der Mutter, der Knecht mit der Magd, die Kinder untereinander teilen, damit die Familie beieinander bleibt oder wieder zusammenfindet, wenn sie getrennt wurde. Jeder muß sich genau merken, mit wem er das Ei geteilt hat; wenn er sich verirrt und an den denkt, der die andere Hälfte seines Antlaß Eies gegessen hat, dann findet er sich zurecht. Früher hat man auch den Kühen ein Antlaß Ei mit Brot gegeben. Die Eierschalen muß man auf einen recht weiten Acker, besonders auf einen Weizenacker tragen und dort vergraben, damit man jederzeit heimfindet. Auch in die Gemüsebeete des Hausgärtleins vergräbt man die Schalen oder sie werden auch von der Mutter verbrannt. Fromme Eheleute gehen früh am Ostersonntag in den Hof und beten mit ausgestreckten Händen gegen Sonnenaufgang drei Vaterunser und den Glauben.

Der Brauch des Eierfärbens ist bei uns noch durchaus in Blüte. Man sleht Ostereier in allen Farben, aber am häufigsten werden sie mit Zwiebelschalen und Kaffeeabsud gekocht und gefärbt und mit Schmalz glänzend gerieben. Aehnlich wie zu Neujahr rennen nun frühmorgens die Kinder in die Häuser: „Tat ah bittn um a rots Oa!“ Denn die Ostereier heißen bei uns, mögen sie wie immer gefärbt sein, „rote Oa“. Den Kindern wird erzählt, daß der Hahn die roten Eier legt. Die Mutter sagt: „Hauts en Hohn am Schwoaf, daß er recht viele rote Oa legt!“ Der Haushahn hat's an diesem Tag nicht gut, da er von den nachlaufenden Kindern fortwährend gejagt wird, die es auf seinen „Schwoaf“ abgesehen haben. Die von den Hühnern am Sonntag gelegten Eier gehören der Magd, bzw. den Töchtern

des Hauses, die Montageier dem Knecht, bezw. den Buben. Am Sonntag pflegen die „Menscher“ die „Buibmer“ mit „roten Eiern“ zu beschenken, am Montag sollten die Burschen die Mädchen beschenken, doch sind sie neidiger oder gefräßiger als die freigebigeren Mädchen. Mit einem geschenkten roten Ei ist schon manche zarte Beziehung angebahnt worden, besonders wenn man etwa statt des gewöhnlichen rotes Eies ein Seifei wählte oder mit einem Federmesser auf das Ei ein Sprüchel eingeritzt hatte, etwa: „Nimm hin das rote Osterei und gedenk, daß es von deiner Herzallerliebsten sei!“ Ein „gschriebms rots Oa“ hat einen besonderen Wert und wird lange aufgehoben, oft Jahre lang. Die „Firmgo'l“ schenkt in der Regel ihrem Firmling rote Eier, auch „Soafoa“; Kindern werden auch Zucker- und Schokoladeier gegeben, ein Zeichen, wie auch hier die städtische Kultur in neuerer Zeit eingedrungen ist.

Unter den Buben besteht auch heute noch der Brauch des „Eierpeckens“. Einer hält sein Ei, der andere muß versuchen, ein Geldstück hineinzuhauen; gelingt ihm das, gehört das Ei ihm, gelingt es nicht, gehört das Geldstück dem andern. Ein Listiger hatte sich einmal ein Holzei gefärbt; natürlich sprang jedes Geldstück ab und er gewann viel Geld, bis man ihm auf seinen Schwindel kam und ihn ordentlich verdrosch. Ein anderer Scherz ist, daß man seinem Spielpartner ein „leinworms Oa“ (kernweiches Ei) entgegenhät; wenn er das Ei gewinnt, die kalte Sauce ist bei den Buben gar nicht beliebt.

Am Ostersonntag pflegt man „nach Emaus“ zu gehen, d. h., man geht über Feld, etwa in ein fremdes Dorf oder am liebsten in den Keller. An diesem Tage heißt halt das allsonntägliche Kellergehen: „Gehn mer af Emaus!“ Da bei uns die Gegend ganz „eben“ ist, macht man den Scherz: „Mir gehngan ebm aus“.

Pfingsten.

Ich habe noch als Bub die herumziehende „Pfingstkinigin“ gesehen und singen gehört. Ein Mädchen mit einem Kranz auf dem Kopfe, weiß angezogen, von zwei Begleiterinnen geführt, zieht von Haus zu Haus; ein viertes Mädchen mit einem großen Zöger für die zu erwartenden Gaben geht mit. Denn nach dem Gesange scheppert die Königin mit einer Schachtel, womit sie zum Spenden auffordert, und küßt den kleinsten Buben des Hauses. Die Gaben sind: Eier, Mehl, Geld. Auch ins Wirtshaus, wo die Burschen versammelt sind, werden die Mädchen — es sind gewöhnlich

10—14-jährige Mädchen — gerufen, die Burschen lassen sich von ihnen abbusseln und geben ihnen Geld. Vor ein paar Jahren noch hat meine Base ihre zwei Enkelkinder angezogen und sie als Pfingstkinniginnen ins Jaslowitzer Schloß geschickt. Ich wollte von alten Leuten das Pfingstkiniginlied erfahren, sie konnten mir nur mehr Brocken mitteilen: der eine erinnert sich an die Worte: „Wohl über unser liabm Frauen, dort scheinete der Mond so schön“, der andere an die Zeilen: „Wohl unter, wohl über der Rauhen, — dort scheinete der Mond so hell — wohl über unser liabm Frauen“.

Fronleichnam.

Die Fronleichnamsprozession zu den vier Feldaltarshütten ist die schönste und prunkvollste des ganzen Jahres, zumal sie auch in die schönste Jahreszeit fällt. Nach der Prozession ist immer ein großes Geraufe beim Abräumen der Hütten, denn man soll von allen vier Hütten einen Zweig, eine Blume, ein Grasbüschel, kurz etwas Geweihtes heim bringen, um es unter das Dach zu stecken — wohl gegen Feuersgefahr.

Das Kirchweihfest.

Der „Kirito“ ist wohl das Haupt- und Glanzfest des Dorfes. Es wird heute noch in größeren Ortschaften Südmährens drei Tage lang gefeiert wie früher überall, in kleineren Orten — wie Waltrowitz — nur mehr zwei Tage. In meinem Heimatdorfe ist der Heilige Johannes der Täufer Kirchenpatron und so ist das Kirchweihfest am 24. Juni oder den Sonntag nach dem 24. Juni. Wochen vorher setzt im Orte eine fieberhafte Tätigkeit ein. Die Handwerker, besonders die Maurer, Schneider und Schuster, haben jetzt vollauf zu tun: das ist die Zeit, wo der Bauer sein Haus schön herausputzt und alle schadhaften Stellen ausbessern läßt, so daß dann am Festtage die Häuserfronten in allen Farben prangen, und das ist auch die Zeit, wo die ganze Familie neue Schuhe und Kleider erhält. In der Woche vor dem Kirchtag wird gescheuert und gebacken; die „Kirito'strizln“ dürfen auch heute noch in keinem Hause fehlen, wenn auch jetzt schon viel Zuckerbäckerei städtischer Herkunft, ja sogar Torten u. dgl. den Eßtisch zieren sollen. Die Hausfrau schafft sich durch diese neu eingeführten Leckerbissen nur noch mehr Arbeit.

Etwa 14 Tage vor dem Festtag wird im Wirtshaus die Musik aufgenommen; ein Vertreter der betreffenden Musikkapelle lebt ja gewöhnlich im Orte selbst und mit diesem machen die „Kirito'-buimer“, die Burschen, welche Kirchtag halten, das Nötige aus,

auch der Wirt und die Burschenschaft einigen sich über die Verpflegung der Musikanten, über den Weinpreis usw. Der Wein, der bei diesen Verhandlungen getrunken wird, kommt schon „am Robisch“, also auf die Kirchtagsrechnung. Die „Kirito'buimer“, die „Kirito' holtn“, heißen auch „de Iakn-Buibmer“ (Iakn bedeutet: Schar, Haufen). Einer von ihnen besorgt den Sträußelschmuck für die Musikanten und die „Kirito'büschln“, die sich jeder „Kirito'holter“ auf den Hut steckt.

Am Samstag vor dem Kirchtag gibt es im Wirtshause viel zu tun, besonders wenn der ganze Platz zu einer großen Reisighütte verwandelt wird: die Burschen müssen Reisig holen, die Hütte bauen, den Musikerwagen schmücken, Sand für den Tanzplatz führen, den Tanzbaum holen und aufrichten; das letztere ist der feierlichste Augenblick. Nach der Arbeit ist abends eine große Sauferei, es geht ja „am Robisch“.

Die Musiker müssen schon zeitlich früh am Sonntag im Ort sein. Sie erhalten im Wirtshaus ein Frühstück, gewöhnlich ein Paar Würstel und Wein. Dann begleiten sie die Burschenschaft zum Hochamt in die Kirche. Auch aus der Kirche marschieren die Burschen wieder unter Vorantritt ihrer Kapelle. Seit dem Kriege hat sich der Brauch herausgebildet, daß die Burschen aus der Messe zum Kriegerdenkmal ziehen, um unter den Klängen des Liedes „Ich hatt' einen Kameraden“ der toten Krieger ehrend zu gedenken, dann erst bewegt sich der Zug zum Wirtshause zurück, vor dem die Musikkapelle sich im Kreise aufstellt und sozusagen die Eröffnungsstücke zum Kirchtag spielt.

Die Musikanten werden entweder vom Wirt gegen Verrechnung verpflegt oder, damit es den Kirchtagsburschen billiger kommt, nimmt jeder einen bis zwei Musiker je zu einer Mahlzeit mit nachhause. Nach dem Mittagessen zieht die Musikkapelle gefolgt von der Burschenschaft, zu den Häusern der Ortsgrößen, zum Pfarrer, Lehrer, Bürgermeister, zu den Gemeinderäten, um „Toflstückln“ zu spielen. Sie erhalten dafür Wein, Bäckerei und natürlich eine Geldspende.

Nach dem Nachmittagssegen beginnt der Tanz. In früherer Zeit war der Tanzplatz gewöhnlich vor dem Wirthaus, also öffentlich und es gab auch kein Eintrittsgeld, der Zutritt war für jedermann frei, die Tänzer zahlten den Musikanten auf die hingestellte große Trommel einen üblichen Beitrag! Die Burschenschaften aus den verschiedenen Ortschaften gaben Geld zusammen

und zahlten gemeinsam, indem sie sich dabei einen Tusch aufspielen ließen. Heute ist der Tanzplatz ins Wirtshaus verlegt, wo es nur halbwegs mit dem Hofraume ausgeht und es wird „Eintritt“ verlangt. Dadurch geht der Besuch und damit der Glanz und die Volkstümlichkeit der Kirchtage sehr zurück. Der Tanz wird von den Kirchtagsburschen mit drei Stücken eröffnet. Die Mädchen stehen in einem Halbkreis um den Tanzplatz und harren des Tänzers. Es war früher ein sehr schöner Anblick, leider ist auch bei uns nach dem Kriege die Tracht von der städtischen Mode verdrängt worden, die übrigens schon vor dem Kriege in den der Stadt benachbarten Dörfern herrschte. Wieder (wie bei den Eröffnungstänzen im Fasching) muß der Bursch zuerst die Schwester, dann die Braut zum Tanze führen. Nach den „Iaknbuibern“ tanzen die Altburschen, nach ihnen die „Druntertanzer“ je ihre drei Stücke.

Inzwischen sind schon Meldungen eingelangt, daß diese oder jene Burschenschaft aus der Nachbarschaft auf das Abholen wartet. Die Ortsburschen marschieren nun mit der Musik zum Warteplatz und von dort wird die fremde Burschenschaft „einbloat't“. Früher kamen die Burschenschaften in der Regel mit einem Wagen, auf dem sie singend standen; besonders stachen aus ihnen die assentierten Rekruten mit ihren roten und blauen Kappen und mit ihren Fahnen heraus. Die Pferde hatten am Kummel Glöckerln, Mähne und Schweif waren mit Bändern und Maschen eingeflochten, ebenso war der Wagen geschmückt. Der Wagen fuhr mit gefährlicher Geschwindigkeit dreimal um den Tanzbaum herum, dann sprangen die Burschen ab. Heute kommen die Burschen meist gegangen oder gar einzeln auf Fahrrädern; sie sind heute auch meist politisch organisiert und rücken mit ihren Fahnen an. Sie lassen sich, wenn sie gemeinsam kommen, auch „einbloaten“ und gehen mit ihrem Fahnenträger voran um den Tanzbaum. Wenn alle Burschenschaften „einbloat't“ sind, bekommen sie nach der Reihenfolge ihrer Ankunft je drei Tanzsolostücke; sie werden von dem Musikanten mit der kleinen Trommel von ihrem Sitzplatze abgeholt, bei ihrem Erscheinen auf dem Tanzplatz fällt die große Trommel ein und die Musik beginnt. Zuerst machen die Burschen einen sogenannten „Rundumerdum“ um den Tanzbaum, d. h., sie fassen sich bei den Händen, machen einen Kreis um den Baum und springen einmal in der und einmal in jener Richtung herum. Sodann tanzen sie drei Stücke, zum Schlusse lassen sie sich einen Tusch aufspielen und zahlen dabei. Gerade wegen dieser Solostücke der

Burschenschaften entstehen die meisten Raufereien, durch die die ländlichen Kirchtage so berüchtigt geworden sind. Wenn die Reihenfolge nicht eingehalten wird, wenn eine Burschenschaft etwa wegen ihrer großen Anzahl den Vortritt oder noch ein viertes Stück verlangt, wenn ein fremder Bursch absichtlich in ein Solostück hineintanzt, jedesmal entsteht deswegen Streit und Wirbel, der vielleicht augenblicklich noch von den Kirchtagshaltern des Ortes beigelegt wird, der aber später nach reichlichem Alkoholgenuß wieder auflebt und oft genug in eine blutige Rauferei ausartet.

Diese Tanzsolostücke dauern am Sonntag bis abends und daher ist der Sonntag eigentlich der „Fremdenkirito“ und die am Tanze nicht beteiligten einheimischen und fremden Burschen finden reichlich Zeit, dem Spiele zu huldigen. Früher war das Würfeln auf einem umgestürzten Bottich außerordentlich beliebt; da ging es oft um hohe Beträge. Ich habe das noch als Bub wiederholt gesehen. Heute wird mit Leidenschaft Kegel geschoben und auch da gehen nicht selten die Verluste eines einzelnen in die Tausende Kronen.

Erst nach der Nachmahlpause, die etwa 1½ Stunden dauert, ist dann allgemeiner, gemischter Tanz, freilich auch ab und zu unterbrochen durch ein Separatstückel für Altbursch und Altdirn, für den Kassier u. dgl. Um drei bis vier Uhr früh ist Schluß. Nachts sind die Mädchen nicht mehr in der Seidenfestkleidung des Tages, sondern sie sind weiß gekleidet.

Am Sonntag hat fast jede Familie auswärtige Gäste, Verwandte aus den Nachbardörfern. Die Einladung beruht auf Gegenseitigkeit; wenn in dem Nachbarort Kirchtag ist, ist der heutige Gastgeber geladen. Aber abgesehen davon, in diesen Tagen zeigt sich so recht die Gastfreundschaft des südmährischen Bauern; wenn er auch sparsam ist, geizig ist er im allgemeinen nicht und an diesem Tage ist es auch der Geizhals nicht. Am Kirchtag läßt sich keiner spotten, man muß nur dem Duckmauser, der sonst nie ins Wirtshaus geht, zuhören, mit welchem Stolze er sagt: „Heunt nom m i r Kirito!“ So wird den überall reichlichst aufgekocht und Speisen und Getränke werden aufgetragen, daß sich die Tische biegen. „Nea zugreifa, is jo vos do!“ Reichere Bauern, die mehr Gäste haben, schlachten zum Kirchtag ein Schwein, ärmere tun sich zusammen und schlachten eins miteinander. Die Reihenfolge der Gänge, der „Richten“, bei der Festtafel ist herkömmlicherweise folgende: Nudelsuppe, Rindfleisch mit Semmelkren, Braten

(Schweinernes, Gans, Ente) mit Salat oder Kraut, dann die Bäckerei (Kirito'stritzln, Kuchen etc.). Natürlich darf der Wein beim Essen nicht fehlen.

Den Vormittag des Montags verbringen die meisten Burschen auf der Kegelstatt. Um 2 Uhr eröffnet die Musik mit drei Stücken vor dem Wirtshaus, mit den Lockstücken sozusagen, wobei die Burschen einen Rundumerdum machen, dann marschieren sie auf den Tanzplatz. Die Kirchtagsburschen, die Altburschen und die Druntertanzer erhalten nacheinander wieder ihre drei Stücke wie am Sonntag. Selten ist es, daß am Montag noch auswärtige Burschenschaften geschlossen kommen und sich „einbloaten“ lassen. Fremde Burschen kommen in der Regel erst abends vereinzelt zum Tanze. Der Montag gehört also viel mehr den Ortsinsassen und die herrischen, aus den Städten herbeigeeilten Verwandten der Orts- einwohner, die am Sonntag wegen der vielen Solostücke für die Fremden nicht zu ihrem Rechte kamen, können sich nun auch zur Geltung bringen und das Tanzbein schwingen; daher heißt der Kirchtag am Montag auch „der Nobelkirito“.

Das wichtigste und charakteristischeste Ereignis am Montag ist aber der sogenannte „Kloanhäusler“, eine Reihe von Tanzstücken für die verheirateten Männer und Frauen. Die Männer werden von ihren Tischen und Plätzen mit Musik abgeholt, sie marschieren um den Tanzbaum oder machen übermütig auch selbst einen Rundumerdum wie die Burschen und lassen sich unter Juchzern Tusche spielen, dann tanzen sie; weh, wenn der Mann sein Weib nicht für das erste Stück nimmt! In der Mitte des Tanzplatzes sitzen bei Tische zwei Burschen, sie warten den Paaren, die bei ihnen aufhalten, mit Wein auf, die Männer zahlen. Manchmal erfolgt die Zahlung jetzt schon so, daß die Männer einfach einen bestimmten Betrag zusammengeben. Früher wurde die große Trommel der Musik aufgestellt und jeder mußte sein Geld daraufwerfen. Auch der Wein, der beim Männertanz getrunken wird, wird gemeinsam gezahlt. Der „Kloanhäusler“ dauert ungefähr bis zur Nachtmahl- pause; nach dieser ist gemischter Tanz; freilich wird hie und da für besondere Leute oder Zahler ein Solostück eingeschaltet.

Noch in meiner Kindheit war, wie ich mich deutlich erinnere, auch am Dienstag Kirchtag und da wurde immer — wie am Faschingsdienstag ein Bild oder Hausseggen — ein Hut ausgetänzt; beim „Huitaustonzen“ mußten insbesondere die Männer herhalten, sie mußten im Wetteifer miteinander zahlen. Der Hut, der da bei

uns ausgetanzt wurde, scheint übrigens schon Ersatz gewesen zu sein, Ersatz für einen Geißbock. Heute noch ist es in den großen Nachbardörfern Erdberg und Gr. Tajax, wo der Kirchtag tatsächlich noch drei Tage dauert, Brauch, einen Bock auszutanzen. Die Burschenschaft kauft einen Bock, den die Altdirn festlich mit bunten Bändern zu schmücken hat. Am Dienstag wird er feierlich mit Musik abgeholt und an den Tanzbaum gebunden. Er wird aber in diesen Dörfern nicht „ausgetanzt“, sondern auf der Kegelbahn ausgeschoben. Jeder Mann, der sich beteiligt, muß für den Schub einen bestimmten Betrag zahlen; er braucht aber nicht selbst den Schub zu machen, sondern kann sich einen guten Scheiber aufnehmen dazu. Preisträger ist natürlich der, der die meisten Kegel hat; aber man schaut schon dazu, daß man dem Bock einem reichen Manne „zuschummelt“, denn der Gewinn kommt ihm hübsch teuer zu stehen. Burschen, Männer, Weiber und Mädchen marschieren mit der Musik zum Hause des Gewinners, wo dieser schon den Zug erwartet und Wein und Bäckerei zur Bewirtung bereitgestellt hat. Natürlich werden dem Gewinner am Tanzplatz Solostücke eingeräumt. Am nächsten Tag wird der Bock im Wirtshaus gegessen, der Gewinner muß noch dazu den Wein zahlen. Er kann sich nebst den Kirchtagsburschen einladen dazu, wen er will. Einige tausend Kronen kostet ihm der Spaß!

Am Mittwoch, bezw. jetzt bei uns am Dienstag wird der Kirchtag frühmorgens „eingrobm“. Ein sonderbarer Trauerzug stellt sich zusammen vor dem Wirtshaus. Der „Einleirer“ führt auf einem Schubkarren ein Faß Bier, dahinter geht ein Besoffener, der sozusagen als Hauptleidtragender fungiert und in einemfort weint, die Burschen haben sich mit Grabscheiten, Hauen, Besen und ähnlichen Werkzeugen versehen und unter Trauermärschen der Musik bewegt sich der Zug langsam auf einen Platz hinaus außerhalb des Dorfes. Dort wird das Bier angeschlagen, eine Grube wird gemacht und ein Bierglas hineingehaut. Die Musik spielt einen Trauermarsch und die Grube wird zugeräumt. Der Besoffene hält die Grabrede dabei und damit beginnt jetzt überhaupt aller Spaß und Ulk. Die Musik spielt jetzt lustige Weisen, die Burschen springen und tanzen herum, und wenn das Faß Bier draußen ausgetrunken ist, dann marschieren alle ins Wirtshaus zurück, — die Musikanten bekommen ihr Geld und Kirchtag ist aus.

Am Sonntag darauf ist Verrechnung zwischen Wirt und Burschenschaft, und wenn es den Burschen mit dem eingenommenen

Geld gut ausgeht, wird ein Nachkirtag veranstaltet. In früheren Zeiten hatten die Kirchtagsburschen viel größere Verpflichtungen als heute. Während z. B. heute die fremden Burschenschaften nur schriftlich eingeladen werden, wurden früher Abordnungen (zwei bis drei Burschen) an den Sonntagen vor dem Kirchtag in die Nachbardörfer geschickt und diese mußten von der dortigen Kameradschaft ausgehalten werden; natürlich beruhte das auf Gegenseitigkeit: auch die aus dem Nachbardorf kommenden einladenden Burschen mußten mit Fleisch und Wein bewirtet werden. Beim Ein- und Ausbloaten bekamen die fremden Burschenschaften Wein und Bier von der Ortsburschenschaft geschenkt, ebenso wurde ihnen der Trunk zugetragen, wenn sie gemeinsam im Wirtshaus Nachtmahl aßen. Es kam aber auch vor, daß die fremden Burschen von den Kirchtagsmädchen zur Mahlzeit mitgenommen wurden. Allerdings waren früher die Burschen den Musikanten gegenüber zu einer bestimmten Gesamtsumme nicht verpflichtet; was sich diese von den verschiedenen Burschenschaften, Honoratioren, bei denen sie aufspielten, von Gesellschaften, Einzeltänzern usw. verdienten, das hatten sie — und das soll viel mehr gewesen sein als heute, wo Eintritts- und Tanzkarte eingeführt sind. Immerhin schwoll die Rechnung jedes einzelnen Burschen, der Fasching und Kirchtag hielt, dem Wirt gegenüber mächtig an. Der Martini-Tag (11. November), wenn also auch die Weinernte längst eingebracht war, das war der große Zahltag. Den Sommer über konnten sich auch die ärmeren Burschen viel verdienen, auch das Dreschen, das ja früher bis in den Winter hinein dauerte, warf viel ab, — so konnte jeder seine Rechnung begleichen; die „Martini-Musi“ besiegelte die Zufriedenheit auf beiden Seiten.

Allerheiligen.

An diesem Tage ist das Backen von „Ollerheilgnstritzln“ üblich: wieder laufen die Kinder in die Häuser und erbitten sich „Ollerheilgnstritzln“. Besonders in dem nur 20 Minuten von meinem Heimatdorte entfernten Klein-Grillowitz war es bis zum Kriege Sitte, daß fast alle Schulkinder in die Bauernhäuser liefen mit dem Grube: „Globt sei's Christas um an Heilign-Stritzl!“ Sie bekamen Stritzln, Aepfel, Nüsse und bedankten sich mit der Formel: „Gelt's Gott Ollerheilgn!“ Aber auch die armen Leute fanden sich dann mit ihrer Bitte um Ollerheilgnstritzln bei den Bauern ein. Dies geschah immer recht zeitlich früh.

Weihnachten.

In der Thomasnacht (21. Dezember) pflegte man früher und pflegt man wohl heute auch noch vereinzelt das Schicksal durch Orakel zu befragen. Das Bleigießen ist weit verbreitet, bei den heiratslustigen Mädchen war besonders das Schuhwerfen beliebt: der Schuh wurde nach rückwärts geworfen; kam er so zu stehen, daß er zur Tür gerichtet war, so heiratete das Mädchen im kommenden Jahr, sonst nicht. Der 24. Dezember ist neben dem Charfreitag der strengste Fasttag; wer bis zum Abend nichts ißt, sieht das goldene Lamperl. Wir Kinder suchten es am Himmel unter den Sternen und beklagten uns bei der Mutter, nun h ä t t e n wir gefastet und erst das goldene Lamperl nicht gesehen. Die Mutter trug die Suppe auf, und während wir hungrig aus dem Teller aßen, schrie die Mutter plötzlich auf: „Noso, Kiner! hobts as iatz nit gsegn? iatz is's über d' Suppm gsprunga, dos goldane Lamperl!“ So hatten wir es für dieses w i e d e r versäumt! Etwa um 9 Uhr abends kracht der Halter dreimal, dann bläst er eine Fanfare, eine bestimmte Melodie. (Heute, da die Halter nicht mehr die Kühe austreiben und nicht mehr blasen, wird wohl ein Musikant an seine Stelle treten; als ich Kind war, tat es der Halter, der sich dann auch in den Häusern dafür Weihnachtsbäckerei holen durfte.) Um Mitternacht wird wieder geblasen und mit Jagdgewehren geschossen.

„Hinter Liachtszeitn“ (also abends in der Dämmerstunde) werden die Hausräume, insbesondere die Stallungen mit „Weih-rauker“ ausgeräuchert und mit Weihwasser ausgespritzt, auch das Vieh wird eingespritzt. Denn die Nacht des 24. Dezembers gehört auch zu den Unter(-Rauh)nächten. Man muß den Kühen während der Mette neunerlei Stroh (anderwärts: „wozas Stroh“) in den Barn legen, das „Mettnstroh“, — auch gesalzenes Brot reicht man ihnen. In dieser Nacht kann das Vieh im Stall reden.

In den meisten Häusern gibt es abends einen Christbaum und es werden besonders die Kinder mit Geschenken bedacht. Nach der Christbaumfeier und dem Nachtmahl wird in dieser geheimnisvollen Nacht wieder das Schicksal befragt: man gießt Blei oder die Mutter bindet an die Klinge eines Messers einerseits Brot, andererseits ein Stückchen Buchtel und beobachtet, ob und auf welcher Seite das Messer rostig wird. Die betreffende Frucht, also entweder Korn (Brotseite!) oder Weizen (Buchtelseite) würde dann nicht gedeihen im kommenden Jahre. Dem heiratslustigen

Mädchen wird eifrig angeraten, sie soll sich einen Christbaumapfel in den Sack stecken, alle drei Nachtmessen hören, dann auf der Gasse den Apfel essen, der Bursch, der ihr dabei zuerst begegnet, wird ihr Mann. In die Mette muß man sein schönstes Gewand anziehen, — damit die Schaben nicht dreinkommen.

Am Stefani-Tag (26. Dezember) ist es üblich auszugehen wie am Ostermontag, natürlich gehen die Männer meist in den Keller „Stephani lobn!“ (Vgl. „Martini loben“.) Der Stephani-Tag ist „a Rafto“. An diesem Tage stehen nämlich die Knechte aus, ihr Jahr ist aus und sie bekommen das restliche Geld ausbezahlt, da wird also im Wirtshaus viel getrunken und in der Folge meist gestritten und gerauft. Die Tage bis zum Neuen Jahr sind für den Knecht „de Schlanklta“. Selbst wenn er beim alten Herrn bleibt, ist er in diesen Tagen frei, denn Dienstantritt ist für ihn der Neujahrstag. Dagegen stehen die Mägde am Neujahrstage aus und „af Heilign Drei Kini“ ein. Die neue Dirn geht schon in die Wasserweihe (Nachmittag des 5. Jänner).

Bericht über die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde an der Universität Wien.

Die seit mehreren Jahren bestehende Arbeitsgemeinschaft wurde am 27. März 1936 in ihrem Aufbau besonders dadurch gefestigt, daß sie nunmehr durch den damaligen Rektor Sr. Magnifizenz Prof. O. Menghin zur Kenntnis genommen und mit einem sehr freundlichen Begrüßungsschreiben bedacht wurde. Den Vorsitz führen Prof. Dr. A. Haberlandt und Prof. Dr. K. Spiess, denen die Herren Doz. Dr. R. Kriss, Dr. Leopold Schmidt, Ing. A. Karasek als Beisitzer in der Vorbereitung der wissenschaftlichen Vortragsabende zur Seite stehen. Die Geldgebarung wird von den Herren Direktor L. Reiter und Prof. Dr. H. Jungwirth betreut. Die Tätigkeit der Arbeitsgemeinschaft erstreckte sich auf eine ansehnliche Anzahl von Vortragsabenden, wie die nachstehende Aufstellung sie ausweist. 15. Mai: Prof. Dr. H. Jungwirth: „Der Volkscharakter der Oberösterreicher“. 29. Mai: Prof. Dr. A. Haberlandt: „Gegenwartsprobleme der deutschen Volkskunde“. 12. Juni: Hugo von Preen: „Giebelverzierungen im Inntal“. 19. Juni: Ing. A. Karasek: „Charakteristik der Sprachinseldeutschen im Osten“. 26. Juni: Doz. Dr. R. Kriss: „Führung durch seine Sammlung für deutsche religiöse Volkskunde“.

Die Wiener Zeitschrift für Volkskunde hat beginnend mit dem Winterhalbjahr 1936/37 auch Auszüge und Inhaltsangaben aus diesen Vorträgen erhalten, wovon die ersten im nachstehenden geboten werden.

9. Oktober 1936: A. Karasek-Langer gibt einen Arbeitsbericht über seine Fahrten Sommer 1936: Volkskundliche Forschung im Südostraume, insbesondere Ungarn, sowie in Polen.

Vorerst wurde für Hochschüler am Museum für Volkskunde in Wien ein Schulungskurs für Sprachinseln abgehalten, der durchschnittlich über 100 Teilnehmer aufwies. Der Stoff wurde auf 10 Vorträge verteilt, von denen fünf von Ing. A. Karasek-Langer, die übrigen von Prof. A. Haberlandt, Dr. K. Haiding, Dr. E. Lendl und Agr. Ing. Wilh. Reichert abgehalten wurden. Mit zwei Ungarnreisen erfolgte hierauf eine Fühlungnahme mit den Fachkollegen von der Ethnographischen Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums und den Mitarbeitern an den „Neuen Heimatblättern“, worauf im Sommer eine Anzahl wissenschaftlicher Kräfte mit Geländeforschung beschäftigt waren. Für das Herrn Dr. K. Haiding, Prof. K. Horak sowie stud. phil. M. Smettan und E. Starzacher von den ungarischen zuständigen Stellen erwiesene Entgegenkommen sei diesen der geziemende Dank ausgedrückt. Als Ergebnis dieser auch auf die Kremnitz-Probener Sprachinsel, den jugoslawischen Anteil der Schwäbischen Türkei und Beßarabien sich erstreckenden volkskundlichen Sammeltätigkeit wurden an die 250 Volkslieder, etwa 500 Sagen und Märchen, ein Weihnachtsspiel und Einzelheiten über Sitte und Brauch aufgezeichnet. Weiters unternahm der Vortragende eine zweimonatliche Forschungsreise nach Polen zwecks methodischer Inangriffnahme der Erforschung der entdeutschen Gluchoniemcys gemeinschaftlich mit Prof. Walter Kuhn, Breslau. 6 Wochen waren einen Aufenthalt im Mittelpolengebiete, vorwiegend unter Pommern den kujavischen Seenplatte und Schlesiern im Kalischer Gebiet gewidmet, schließlich ist die Anlage einer Stoffsammlung, die sachliche Volkskunde in den Niederungen und der heute zerstörten Grenzzone Sowjet-Wolhyniens betreffend, zu erwähnen.

Ferner berichtete akademische Malerin Erna Piffl über 10 besuchte Dörfer in Ungarn und Rumänien, Dr. Egon Lendl über seine Sommerarbeit zwischen Drau und Save, Frh. Elli Starzacher über Studienfahrten mit Dr. Haiding (Sammlung von Märchen in Ungarn).

23. Oktober 1936: Gustav Gugitz berichtet über seine mit Dir. L. Reiter unternommene Wallfahrts-Studienreise (Obersteier—Lungau—Kärnten—Graz), Doz. Dr. R. Kriss über Wallfahrten (Passau); Briefe und Aufschriften von Maria; ferner über die Volkskundetagung in Bremen. Dir. Leop. Reiter berichtet über Geographie der Bilder und Legende der hl. Kummernis. Prof. K. v. Spiess ergänzt diesen Bericht nach der historischen Seite.

6. November 1936: Architekt Dr. A. Klaar spricht über:

Die Siedlungsformen des österr. Donaupraumes.

Die Länder Ober- und Niederösterreich, der nördliche Teil von Salzburg und das Nordburgenland bieten einer siedlungstechnischen Untersuchung reichen Stoff, der uns guten Einblick in die geschichtliche Entwicklung des südostdeutschen Raumes gibt. Der Besiedlungsvorgang dieser Länder verfolgte die Stromrichtung von West nach Ost und breitete sich nach Norden bis in die Sudetenländer aus, nach Süden griff er tief in das alpine Gebiet ein. Der älteste Siedelraum, welcher seit der Völkerwanderungszeit bis um das Jahr 1000 bezogen wurde, erfüllt das Donautal und die

Terrassenlandschaften ihrer großen Zuflüsse (Salzach-Inn, Traun, Enns, Ybbs, Traisen). Er ist die keilförmige Fortsetzung des bayrischen Siedelraumes (die karolingische Ostmark). Bis zum Wienerwald herrscht neben dem Haufendorf der unregelmäßige Haufenweiler vor. Umrandet wird dieses Altsiedelgebiet von planmäßigen Siedlungsformen der mittelalterlichen Kolonisation, die ab 1000 in immer regelhafteren Anlagen das weite Gelände im Norden, Süden und Osten urbar machte. Bis um 1200 waren die Großteile dieses Gebietes bereits erschlossen. Wir beobachten, daß die Sammelsiedlungen dieser Zeit Anger- und Straßendörfer waren und vor allem den niederösterreichischen Norddonauraum ganz erfüllen. Ebenso reichen sie über das Wienerbecken weit ins Burgenland hinein. Im alpinen Gebiete der Voralpen Nieder- und Oberösterreichs sowie im Mühlviertel herrscht die Streusiedlung mit dem Einzelhof zu gleicher Zeit vor. Als späte Siedlungstypen sind die Waldhufendörfer im Norddonauraum zu nennen, die während des 13. Jahrhunderts in dichter Reihung von Leonfelden bis gegen Litschau reichen, wobei auch Südböhmen am Grenzsäum miterfaßt ist. Verhältnismäßig spärlich ist die neuzeitliche Besiedlung in unserem Raum vertreten. Neben den Forstsiedlungen mit einzelhofartig gelagerten Waldhauerhütten im Wienerwald, Gföhlerwald und dem Brunwald, sind nur noch neuzeitliche Siedlungsblöcke an alte Anlagen angeschlossen worden. Wesentlich haben diese das Siedlungsbild nicht gestaltet. So danken wir noch heute einer mittelalterlichen Siedlungstätigkeit die Grundzüge der Siedlungslandschaft.

13. November 1936: Ing. A. Karasek spricht über „Deutsche und ungarische Volkskunde-Forschung“ (siehe Archiv).

20. November 1936: Dr. Stephan Löscher: „Die Stellung der Schulungswochen in der praktischen Volkstumsarbeit“.

Moderne wissenschaftliche Arbeit kann nicht Selbstzweck sein, sondern muß in den Dienst des Volkes gestellt werden. Die Ergebnisse der volkskundlichen Forschungsarbeit müssen deshalb, sofern sie bei den Auslanddeutschen gewonnen werden, die Grenzlandarbeit befruchten, sofern sie im Binnendeutschtum gewonnen werden, der Volkstumsarbeit zugute kommen. Da Volkslied, Volkstanz und Volksgebräuche namentlich in Oesterreich noch weit verbreitet sind, da ferner der ganze südostdeutsche Raum, noch immer innige Zusammenhänge mit Oesterreich hat, kommt den österreichischen Universitäten, namentlich Wien, ein führende Rolle zu.

Entwicklung der Singwochen: Begründer Walter Hensel, Mitarbeiter namentlich aus der Jugendbewegung, Bildung einer Gemeinschaft, rausch- und rauchgiftfrei. In Oesterreich außerdem Betonung des alpenländischen Elements, alpenländisches Lied, Jodler, Volkstanz; Tagungsorte vielfach Almen (Robert Tremli) oder Bauernhöfe (Fritz Vogl und Stephan Löscher).

Entwicklung der Schulungswochen: St. Martin bei Graz (Südmark, Geramb); Hubertendorf: Vorträge, Lied und Tanz (Lugmaier und Zoder); Drauhofen, die Volkstumsarbeit von ganz Oesterreich umfassend (Koschier, Franz Vogl und Löscher)

Forderungen für eine Schulungswoche:

1. Anwesenheit von Fachleuten, die uns die Ergebnisse ihrer Forscher-tätigkeit vermitteln (Lied, Tanz, Volksschauspiel, Volksmusik, Volksgebräuche).

2. Anwesenheit von Leuten, die mit dem Denken und dem ganzen Leben des Bauern Bescheid wissen. Wir müssen unterrichtet werden über das Wesen des österreichischen Bauern. Wir können nur solches Volksgut wieder einführen auf dem Lande, das von den Bauern auch wirklich angenommen wird.

3. Anwesenheit von Leuten der Jugendbewegung. Soll Volkstumsarbeit lebendig sein, muß sie sich eins fühlen mit der ganzen übrigen Erneuerungsarbeit. Die Spezialarbeit des forschenden Wissenschaftlers muß eingefügt werden in die volksaufbauende Arbeit aller derjenigen, die an der Gemeinschaftsbildung des Volkes arbeiten. Diese Forderungen sind dreifach:

a) Schulungswochen müssen rausch- und rauchgiffrei durchgeführt werden;

b) Schulungswochen sollen eine Gemeinschaft bilden; die Zweiteilung der Teilnehmerschaft in solche, die als Leiter über den Ganzen stehen und Referenten, die nur für ein paar Stunden anwesend sind und die Tagung sofort wieder verlassen, soll vermieden werden;

c) die Tagungsteilnehmer sollen das Bewußtsein haben, daß ihre Arbeit nur ein Teil an der ganzen Aufbauarbeit des deutschen Volkes im Reich, in Oesterreich und bei allen Auslandsdeutschen ist.

Vereinsbericht.

Die Jahresversammlung des Vereins für Volkskunde am 23. April nahm zur Kenntnis, daß der Vereinspräsident Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt zufolge seines leidenden Zustandes fallweise in der Geschäftsführung von Hofrat Prof. Dr. E. O b e r h u m m e r als Vizepräsidenten unterstützt werden wird, der auch den Vorsitz in der Versammlung in diesem Sinne führte. Die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ wird künftighin unter Mitwirkung von Prof. Dr. A. Haberlandt geleitet werden und wie bisher erscheinen.

Die Versammlung ehrte das Andenken an die Toten des Jahres, das Ehrenmitglied Prof. Dr. Ed. Hoffmann-Krayer, Basel, das korrespondierende Mitglied Dr. Paul Sartori, Dortmund und die Herren Dr. G. Anichhofer, Wien, akad. Maler Leopold Forster, Stockerau, Prof. Dr. R. Much, Wien durch Erheben von den Sitzen.

Der Vereinsausschuß wurde durch die Zuwahl von Doz. Dr. R. Kriss, Leiter der Sammlung für deutsch-religiöse Volkskunde, und Dr. Leopold Schmidt, Schriftleiter der Zeitschrift „Heimatland“ (Oesterr. Heimat-Gesellschaft) ergänzt. Zum Ehrenmitglied erwählt, dankte Pro. Dr. Otto Lehmann, Hamburg-Altona, der Vereinsleitung mit einer sehr freundlichen Zuschrift. Als Vortragender sprach Dr. Leopold Schmidt über die „Grundzüge der Wiener Volkskunde“. Für die hierüber vorgelegte Arbeit wurde dem Vortragenden die Goldene Medaille des Wilhelm Heinrich Riehl-Preises der Deutschen Volkskunde zuerkannt. Der Arbeitskreis für Wiener Volkskunde empfindet es als eine besondere Auszeichnung, daß diese erstmalige Verleihung einem Oesterreicher zufiel.

Literatur der Volkskunde

S. Svensson: Skanes Folkdräkter. En dräkthistorisk undersökning 1500—1900 (Nordiska Museets Handlingar 3), 377 Seiten mit 224 Abbildungen. Stockholm 1935.

Der Verfasser verbindet in glücklicher Art die kulturgeographische Methode mit der kulturgeschichtlichen Betrachtung der männlichen und weiblichen Trachten Schonens. Abgehandelt werden: Hemden und andere Leibwäsche, Hosen, Rock und Mieder der Frauen, Wams und Rock der Männer, Haar- und Kopfschmuck, Hüte, Strümpfe, Fußbekleidung, sowie Zutaten wie Gürtel (-bänder), Schürzen, Tücher, Decken, nach Verbreitung und Geschichte. Die vorgeschichtliche Verwurzelung wird nirgends außer Acht gelassen, hauptsächlich wird aber auf die landschaftliche Geltung Gewicht gelegt. Hiezu sind museale wie auch reiche archivalische Quellen (mehr als 900 Nachlaßverzeichnisse) bearbeitet worden. In vortrefflicher Art weist die Arbeit das wirtschaftliche und ständische Kräftespiel nach, das Beharren und Entwicklung des Trachtenwesens weitgehend bestimmt hat. Es wäre nur zu wünschen, daß diese Bestandschilderung beispielgebend auch für andere Landschaften wirke.

A. Haberlandt.

Gösta Berg: Sledges and wheeled vehicles. (Nordiska Museets Handlingar 4.) 189 Seiten mit 32 Tafeln und 51 Bildern sowie Kartenskizzen im Text. Stockholm 1935.

Bergs Studien umfassen Einbaumschlepper, Schlitten und Schleifen, Räderschlitten und Wagen von alteuropäischem Typus. Wesentliche Erscheinungen der Verbreitung kennzeichnender Typen in Schweden werden an Karten aufgezeigt, der Text geht mit gewissenhafter Kritik auf die einzelnen Formenkreise, die bis Ostasien und Amerika reichen, ein. Auf die von der vergleichenden Forschung wenig bisher beachteten Einbaumschlepper in Nordeuropa, den Gebrauch von Lastschlitten in den Hafentädten der Niederlande, den Problembereich der Durchbildung der Räderwagen in ihrem Fahrgestell sei besonders hingewiesen. Verfasser arbeitet besonders die unterschiedlichen Zusammenfügungen heraus, die zu Schleifgeräten in Beziehung stehen. Eine Lösung alles dessen wird nicht unternommen, wohl aber Stoff und kulturgeschichtliche Betrachtung desselben schärfer umrissen und auf das Tatsächliche beschränkt. Angesichts der vielfältigen Zerstreuung der bisherigen Angaben bedeutet diese Stoffsammlung eine grundlegende Arbeit in der vergleichenden Volkskunde.

A. Haberlandt.

W. Gaerte: Altgermanisches Brauchtum auf nordischen Steinbildern. I. Bd. 147 Seiten mit 195 Abbildungen im Text. Leipzig, Kurt Kabitzsch, 1935.

Die bronzezeitlichen Felsbilder Schwedens rückt die Arbeit teilweise in ein neues Licht durch Auslegung im Sinne germanischen und europäischen Volksbrauches und Aberglaubens, wogegen der Verfasser betont, daß ein mythischer oder kultischer Hintergrund derselben nicht erweisbar sei. Immerhin bleibt die Tatsache weitgehender Entsprechungen mit mittelländischen Kultbildern und Vorstellungen bestehen, die diesen Ueberbau eben dort erhalten haben mögen. Auch der Verfasser dehnt seine Vergleiche kultur-

geographisch recht weit hin und über den nordisch-germanischen Lebenskreis hinaus. Dabei bietet das Buch im einzelnen eine Fülle fruchtbarer Gedankengänge. Richtig gesehen ist, daß die Hervorhebung von Gestalten, Händen, Speer, Schwert, Beilstab u. dgl. nicht Kennzeichen ihrer Göttlichkeit sondern einer besonderen Bedeutung in der Brauchhandlung ist. (Dagegen wird man gelten lassen müssen, daß die „Fuß-Spur“ eben doch auch auf die Anwesenheit oder das Walten übersinnlicher Erscheinungen bezogen werden kann.) Am ansprechendsten werden Körperstellungen wie Kopfenkel, Hüftstütz, Hüpfen und Stehen auf einem Bein, Spreizen, Durchkriechen, Gesäßzauber gedeutet, ebenso Purzelbaum-Schlagen, Wälzen von Paaren (Frühlingsbrauch), Hochzeit im Schiff, Hammerweihe und Brautlager. Dagegen dürften aus dem Schiff springende Gestalten und Schwimmer kaum unter die Sinngebung des „Verkehrens“ fallen. Ob Seil, Schlinge und Netz tatsächlich in der vom Verfasser umrissenen Bedeutsamkeit aufscheinen, bleibe dahingestellt. Ein ansprechender Fund wäre ihm geglückt, wenn eine Anzahl verästelter Strichbündel unter den Darstellungen als Mistelzweige anzusprechen wären. Der in Aussicht gestellte zweite Teil wird sicher über altgermanisches Leben noch manches Belangreiche zu sagen haben.

A. Haberlandt.

P. Kemp: *Healing Ritual. Studies in the technique and tradition of the Southern Slavs.* 335 Seiten, 25 Bildtafeln. London, Faber & Faber, 1935.

Die Verfasserin gibt vorerst einen Abriß der Einstellung der Südslawen zum Leiblichen und Seelischen, zu Krankheitserscheinungen im Bereich von Märchen und Sagenüberlieferung, weiters in der Namengebung für Krankheiten und Krankheitserreger tierischer wie dämonischer Art (wie etwa bei Epidemien). Die geistige Verknüpfung von Erreger und Krankheit ist in der Namengebung wohl eine engere als im Rahmen des mythisch weiter gespannten Ueberlieferungsstoffes. Beim Heilverfahren wird volkskundlich folgerichtig die besondere Bindung des Helfers zum Heilenden als Wahlbruder oder durch Vergemeinschaftung ad hoc, ferner die Bedeutsamkeit von Sippen- und Jahreslaufbräuchen als Heilverfahren herausgearbeitet. Hierher gehörten auch die kultisch-magischen Formen der Notfeuerbereitung und des „Durchziehens“. (Sie sind durch einen Einschub diagnostischer Verfahren, wie Messen und Ansprechen abgetrennt, deren Wirkung von der Erfassung des Krankheitswesens erwartet wird, wobei dem die Analogieformeln der Segen in ihrer Sinnggebung angereicht werden.) Die Verknüpfung der Magie mit der sektiererischen Ausgestaltung der christlichen Ideenwelt in den Balkanländern, die Weitergabe antiker Anweisungen und altslawischer Ueberlieferungen wird in einem allgemein gehaltenen geschichtlichen Abriß unter Anführung älterer Quellenzeugnisse geboten, das Aertzewesen im Verstande sachlicher wie persönlicher Volksüberlieferung behandelt. Der Abschnitt Heilwesen ordnet die Behandlung nach den Krankheitserscheinungen zusammen, eine kulturpsychologische Aufgliederung der Wechselbeziehungen von Praxis und Ueberlieferung nach geistigen Kategorien unternimmt der letzte ziemlich schwer verständlich geratene Abschnitt. Die gehaltvolle, eigene Beobachtungen und einschlägiges Schrifttum mit tiefer schürfender Gedanklichkeit verarbeitende Darstellung ist mangels einer eingehenden und klar hervorgehobenen Aufgliederung des Inhalts auch für den Fachforscher nicht leicht

zu lesen. Sie bedeutet aber in der volkskundlichen Durchdringung des Stoffes einen beachtlichen Fortschritt gegenüber den landläufigen Leistungen auch der deutschen Volkskunde und macht der School of Slavonic and East European Studies der Universität London, die die Herausgabe besorgte, alle Ehre.

A. Haberlandt.

H. Stolte: Der Volksschriftsteller Karl May. K. May-Verlag, Radebeul, 1935, 168 Seiten.

Das schriftstellerische Schaffen Karl Mays wird nach kritischer Darlegung seiner Laufbahn unter dem Gesichtspunkt der volkstümlichen Erzählform betrachtet. Stolte kennzeichnet es als eine Art Uebergangerscheinung, die Wesenszüge der Heldensage wie der romantischen Legende aufweist. Volkstümlich ist der Form nach die Anwendung von bildhafter Sprache und stehenden Motiven. Es ist aber m. E. ein weiter Abstand, der die Schriftstellerei Karl Mays mit ihrer christlichen Erlösungsromantik im Orient und romantischer Gefühlseinstellung auch zur Neuen Welt von der Wesenheit des Mythos mit seiner Bindung an brauchgemäßes Erleben der Weltordnung des Volkes trennt; hierherein gehörte eine Würdigung des angloamerikanischen Schrifttums, aus dessen inhaltlicher und motivischer Gestaltung ein Gutteil gerade der heutigen Volkstümlichkeit von K. Mays Schilderungen abzuleiten ist, wobei man sich freuen mag, daß er dem Wunschbild eines neudeutschen Helden in dieser Welt jene volkhafte Beseelung zu verleihen vermochte, der die Herzen der Jugend offenstehen.

A. Haberlandt.

Wie heißen Sie? Das Buch von den deutschen Familiennamen von J. Winkler. Berninaverlag Wien-Leipzig-Olten. Brosch. S 3.40.

Weiteste Kreise beschäftigen sich heute mehr mit Familien- und Namensforschung, als noch vor wenigen Jahren die adeligen Familien. Aber es kommt oft dabei vor, daß die erforschten Vorfahren gar nicht mehr den ganz gleichen Namen tragen, wie der Nachforschende. Abkürzungen, Koseformen, schlechte Aufschreibung dialektisch veränderter Namen haben oft sehr erhebliche Veränderungen bewirkt, Erkenntnis hierüber wird weniger sprachwissenschaftlich gewonnen, als dadurch, daß man Namen festhält, die einander ähneln und die dann in ihrer Gesamtheit gewissermaßen eine Brücke bilden, welche die Entwicklung seit den Wurzeln der Vorzeit bis zu den Namensformen der Gegenwart überspannt. Ueberlegung, Wandlungsgesetze und reiches Namensmaterial sind verbunden mit hochentwickeltem Sprachgefühl und Kenntnis einiger Weltsprachen die Baumeister dieser Brücken.

Dem Buche kennt man auf den ersten Blick an, daß die Verfasserin jahrelangen Fleiß darauf gewendet hat. Es sind in ihm einige tausend Namen entwickelt, wenn man es richtig zu lesen weiß. Dabei gewinnt man auch über solche Namen Klarheit, die einen unverständlichen oder gar spaßhaften Klang haben. Man erfährt wie besonders durch die Kürzung und Zusammenziehung christlicher Taufnamen von Vätern und Söhnen solche Namen entstanden sind: „Mühlrad“ entstand aus Emil und Konrad, aus dem Pfeiffer Cornelius ist im Laufe von Jahrhunderten der „Pfefferkorn“ geworden. Der Fachmann wird freilich noch mancherlei hinzufügen können, nicht nur der

Germanist, sondern auch der Volkskundler und Kulturgeschichtsforscher: eingehende Kenntnis vom Leben der niederen Schichten in alter Zeit verschafft so manchen Aufschluß auch in diesen Dingen. Der Nachschlagende wird ein alphabetisches Register vermissen, dessen Wegbleiben aus Raumgründen erklärlich ist.

Volkslieder aus neuerer Zeit. Herausgegeben von **Oskar Masing**. Eichblatt-Verlag, Leipzig o. J.

Die Sammlung bildet das Heft 3 der Reihe Volkskundlicher Texte, herausgegeben von Lutz Mackensen; sie ist vorzugsweise für seminaristische Übungen oder den Gebrauch volkskundlicher Kurse gedacht. Zehn Lieder, Kunstlieder im Volksmunde aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwa, werden in verschiedenen Lesarten abgedruckt. Auffallend sind die Mängel in den mitgeteilten Melodien, die wohl „unbeschaut“ aus den Quellen übernommen worden sind, so S. 33 (Taktvorzeichnung, erste Zeile, vorletzte Note: Fahne; zu hoch notiert!), S. 41 (Sechachteltakt statt Dreiachtel), S. 63 (unmögliche Betonung: Schatz a c h Schatz), ebenso S. 65 (in den beiden letzten Takten der ersten Zeile). Bemerkenswert ist die Rinaldinimelodie S. 13 zu „In des Gartens dunkler Laube“.

Karl M. Klier.

Rudolf Herzog: Die Wunderheilungen von Epidauros. (Philologus, Supplementband XXII, Heft III). Leipzig, Dieterich 1931, 164 Seiten, 1 Tafel.

Der Untertitel nennt dieses Buch des Ausgräbers des Asklepiosheiligtumes aus Kos einen „Beitrag zur Geschichte der Medizin und der Religion“. Es ist mehr als das, nämlich die philologische Meisterleistung der Ergänzung und Deutung der Krankenheilungsberichte in Epidauros, welche in unserem Wallfahrtsbrauchtum den Mirakelbildern oder dem Mariazeller Gnadenaltar von 1518, oder am ehesten den Mirakelbüchern selbst gleichen, nach ihrer Entstehung aus den einzelnen Wunderberichten, die zunächst auf den geopferten Votivtafeln (pinakes) berichtet waren und dann gesammelt wurden, wie nach ihrer Stilisierung und ihrem Zweck, als Bericht und Werbemittel zu wirken, kurz nach ihrer ganzen volksreligiösen Stellung. Die Erläuterung dieser Inschriften nach sinnhaft zusammengehörigen Gruppen, wobei der Verlöbnißgrund wie das Erzählmotiv berücksichtigt werden, schafft nicht zuletzt infolge der reichlichen Heranziehung des neuzeitlichen Parallelenmaterials einen einmaligen Einblick in den antiken Glauben und Wallfahrtsbrauch.

Leopold Schmidt.

Josef Minichthaler: Heilige in Oesterreich. Herausgegeben vom Wiener Katecheten-Verein, Innsbruck-Wien, Tyrolia, 1935, 129 Seiten.

Das Büchlein enthält kalendarisch angeordnet kurze Lebensschilderungen österreichischer Heiliger von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart und wird als Nachschlagebuch im Unterrichte gute Dienste leisten. Bei einer Neuauflage wäre eine Erweiterung wünschenswert.

Dem Volksforscher eröffnet sich im Studium der kultischen Ueberlieferungen, die das Verhältnis des Volkes zu seinen Heiligen zum Ausdruck bringen, ein Feld reicher und ergiebiger Arbeit.

Leopold Teufelsbauer: Erntedankfest. Mit einem Liederanhang. Klosterneuburg, Volksliturgisches Apostolat, 1933. (Heft 9 der „Liturg. Praxis“, herausgegeben von Pius Parsch.)

Die in den letzten Jahren immer stärker einsetzenden Bestrebungen der Volkstumspflege bringen neben den bisherigen Schilderungen volkstümlichen Brauchtums eine neue Gattung von Veröffentlichungen, die Vorbilder zu praktischer Festgestaltung enthalten.

Teufelsbauer's Schrift bietet eine bis in alle Einzelheiten ausgearbeitete Anleitung zur Durchführung von Ernte-Dankfesten, wie sie der Verfasser in vieljähriger Tätigkeit als Seelsorger im niederösterreichischen Wechselgebiet selbst veranstaltet und auch eingebürgert hat und ist für alle Gemeinden, die sich zu einem Ernte-Dank zusammenfinden wollen, ein ausgezeichnete Behelf. Den Texten (Liedern, Sprüchen, Gebeten, Ansprachen usw.) ist ein Notenheft beigegeben.

A. Perkmann.

Grete Dircks: Schöpferische Gestaltung der deutschen Volkskunst. Mit 37 Zeichnungen der Verfasserin und 73 Lichtbildern. Ravensburg, Otto Maier-Verlag, 1935. 92 Seiten.

Die Verfasserin hat in dem vorliegenden kleinen mit reichen Abbildungsmaterial ausgestatteten Band die Erfahrungen niedergelegt, die sie in zweijähriger Leitung der Arbeitsgemeinschaften zur Pflege deutscher Volkskunst machen konnte. Wissenschaftliche Studien in den Sammlungen für deutsche Volkskunde in Berlin, sowie eingehende Beschäftigung mit der Gestaltungslehre und nicht zuletzt vielseitiges handwerkliches Können gaben die Grundlage für die Abfassung dieser ausgezeichneten Schrift, die in einzelnen Kapiteln den Motivschatz der volkstümlichen Ornamentik—Werkstoff und Werkgesinnung (getrennt nach den Arbeitsgebieten des Mannes und der Frau) — Form und Farbgebung — und schließlich die Bedeutung der Volkskunst für die Gegenwart in vornehm-sachlicher Art behandelt.

Die im Anschluß an diese Arbeit angekündigten „Lehrhefte für handwerkliches Schaffen im Geiste der deutschen Volkskunst“ entspringen wohl einem wirklichen Bedürfnis; man kann ihr Erscheinen nur begrüßen!

A. Perkmann.

WETTBEWERB.

Zur Erlangung von Entwürfen für die Bemalung der
„Salzburger Spanschachteln“,

deren Wiederbelebung vom Gewerbeförderungs-Institut in Salzburg veranlaßt wurde, schreibt dasselbe einen Wettbewerb aus. Zu vergebende Preise insgesamt ca. S 1000.—.

Einlieferung: 26. Juni 1937. Wettbewerbsbedingungen beim Gewerbeförderungs-Institut, Salzburg, Weiserstraße 1, erhältlich.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Wald und Holz in Villgraten.

Von Maria Lang-Reitstätter, Wien.

Der Wald.

Empfindet der Bergbauer die wunderbare Schönheit des Bergwaldes? Nicht allzu stark. Er ist sie gewohnt. Höchstens ein besonderes Echo fällt ihm auf oder sonst etwas Außergewöhnliches:

„Ich han geschrien, nâcha hat es recht hinterantworten, daß es über ghüllert (gehallt) hat.“

Aber seine Gedanken sind oft mit dem Wald beschäftigt. Sein Leben hängt ja zur guten Hälfte vom Wald ab. Aus Holz schafft er sich das Haus und die „Inrichtung“ dazu. Aus Holz schafft er sich die meisten Geräte. Den Pfannknecht und das Salzkritl, die Mistkrutte und das Kellkarl (Gefäß für den Schöpfer und Muser), das Krautbrett und den Stibich (Rückenbutte), das Spinnrad und die Wiege, das Kopfbankele und das Fußstüehle, die Zäune und die Riegel, die Herpfe und den Harpfenstuehl, die Kraxn (Rückentrage) und die Buschnstander (Blumenständler). Und noch vieles andere. Der Villgrater Bergbauer lebt in der Holzkultur.

Er weiß von jeder Holzart genau, wozu sie sich eignet. Feichtnholz (Fichtenholz) ist weich und nicht so widerstandsfähig gegen Nässe. Es ist Brennholz und viele Geräte macht man daraus. Das „Sengsnkrickl“ (Sensengriff) ist oft aus Fichtenholz natürlich gewachsen.

Das Lärchenholz „ziacht“ (zieht), es ist a gleims Holz (macht keine Fugen). Der Nässe widersteht es jahrzehntelang. Es ist das Bauholz. Ein frisches Lärchendach, ein neues Haus leuchten weithin mit orangegeletter Farbe. An der Luft wird es später dunkelbraun, auf der Regenseite grau. Lärchenholz ist das Korbflechtholz. Die langen Späne, „Schien“ nennt man sie, werden vor dem Flechten naß gemacht.

„Bircha“ (Birken-)Holz ist zäh. Der Bergbauer braucht es für Schlitten und Wagen, die schwere Lasten tragen müssen.

Zirbenholz ist „ringe“ (leicht an Gewicht) und leicht zu verarbeiten, deshalb das beliebte Schnitzholz. Auch die große Mehlschaufel macht sich der Bergbauer daraus. Tschokln (große Holzschuhe zur Stallarbeit) und Kämpfe sind aus Zirbenholz. Das Zirbenholz verkaufen sie in Villgraten ein Meter um 35 Schilling! In der Stadt gilt es heutzutage schon als Kostbarkeit. Heimlich geht man den Zirben um die „Batzlen“ in den Zirbntschurtschn nach (die Kerne in den Zirbenzapfen). Es steht nicht dafür. Die Kerne sind

zwar wohlschmeckend harzig, aber sehr klein. Die Zirbe gibt ihre Früchte auch nicht leicht her. Die Zapfen sind außerordentlich klebrig, und die kleinen Kernchen stecken fest in steinharten Schalen.

Die Baumstämme an den steilen Bergabhängen biegen sich durch den Schneedruck im Winter natürlicherweise ab. Sind es Birken, macht der Bergbauer „Kuich'n“ (Schlittenkufen) daraus, aus Lärchen Radefelgen fürs Mühlrad. „Flecke“ (Bretter) von Krumpholz legt man als Brückenbretter auf die Stämme, die den Bach überqueren. Zu etwas anderem können sie nicht gebraucht werden.

„Lärgant“ (das weiße Lärchenpech) legt man auf Wunden zum Heilen. „Das verkafat man toire, bald mans genui findat“, versichert das alte Wurzel-Michele. Feichtpech als Wundpech heilt schneller wie dunkles Lärchenpech. Dieses ist nicht so rein. Am schnellsten aber hilft weißes Lärgant. Lärgant nimmt der Bui zum Einpechen der Gaßl, daß sie besser klapft (knallt) und länger hält. Feichtpech sammelt der Schuister zu Schusterpech.

Im Wald läßt der Bergbauer die Kühe weiden. Sie fressen das verschiedenartige Krautwerk, das den Waldboden bedeckt. Nur das Wanzgras (Farnkraut) fressen sie nicht. Im Spätsommer mäht er auf den kleinen freien Stellen zwischen den Bäumen das würzige Gras. Ein Leckele mehr Heu, ein besseres Vieh im Langes, wenn die Viehpreise hoch sind.

Im Wald wächst ein großer Schwamm mit graubraunem Hut. Die Bergbauern nennen ihn Küahschwamm¹⁾. Das Vieche frißt ihn gern. Man kennt es aber gleich an der Milch, sie schwämmelat. Als „Esseschwämme“ gelten nur die Pfifferlinge oder Pfifferlinge (*Cantharellus cibarius*). 's Bärestatze und den Stanpilz (Steinpilz) ißt man nit²⁾. Arme Leute gehen „Beere klaubn“. Selten für sich selbst. Sie tragen das Gesammelte korbweise zum Krämer. Der verkauft Grantn (Preißelbeeren), Himbeeren und Vogelbeeren weit fort, auch außerhalb Oesterreich. Die Beeren haben eigenartig starkes Aroma. Es riecht nicht immer gut, was die Bergbauern in ihrer Pfeife rauchen. Tiwak (Tabak) kaufen sie den billigsten, und allerhand dürre Blätter tun sie dazu, daß er länger „he't“ (anhält). Waldmaschter ist das Beste zum Rauchen. Er gibt soviel einen guten „Gschmachn“. Ein Stück „Mattawurzl“³⁾ ins Pfeiff mit dem Tabak innegetschoppn, ist auch gut, einen Gschmachn zu machen.

Du steigt vom Tale bergan, über die Felder hinauf, durch den Wald. Immer höher. Die Bäume werden unregelmäßiger, die Stämme schwächtiger. Der Rack (Baumflechte) hängt von den Aesten. Du bist im Hochwald. Die Hirtebuißn streichen Pech auf Wangen und Kinn und hängen sich lange Bärte von Rack an. Sie spielen „wilder Mann“. So kommen sie auf den Abend zur

1) Als Küahschwamm bezeichnen die Villgrater sowohl den Steinpilz als auch den Birken- oder Kapuzinerpilz (*Boletus scaber*), der auch eßbar ist und lichte Wälder und Wiesen am Waldesrand bevorzugt.

2) Ueber die Waldnuss'n (Hartboviste) wurde bereits berichtet (W. Z. f. V., XL., Seite 82).

3) Getrocknete Wurzel von Madaun, Muttern, einem Doldenblütler (*Meum mutellina*), das allerdings nur auf guten Hochwiesen wächst.

Kaser (Sennhütte) her. Das Abwaschen dann!⁴⁾ Daß der Rack noch eine ernstere Aufgabe zu erfüllen hatte, wird gleich berichtet werden.

Ganz selten einmal blüht im Langes der Feichtwald so, daß der waldige Berghang ganz rot ist. In einem solchen Jahre schütteln dann die alten Leute bedenklich die Köpfe: „Die Aeltesten im Tale gedenken so eine Blüäh nicht.

„Viel Waldblüäh,

's Vieche nach Futter lian (schreien)“,

geht ein alter Spruch. Die Wiesen sollen dann wenig Heu geben.

Der Wald gehört den Bauern, er ist unter alle verteilt. Jedem gehört ein bestimmtes Stück.

Windbruch und Windwurf sind die Folgen eines heftigen Sturmes. Er bricht die Stämme über dem Wurzelstock ab oder wirft die Bäume vollständig um, daß die erdige Wurzel in die Luft ragt. 1200 Bäume hat ein solcher Sturm dem Bachlechner-Bauern im Winkeltal umgerissen.

Oft überlegt es sich ein Bergbauer zu wenig, ehe er einen Wald a'stock (schlägt). Einen großen Streif, von den Almwiesen bis zur Straße herunter, hat der Obertilliacher aus seinem Wald herausgeschlagen. Da zieht jetzt im Winter ein sehr kalter Wind herunter. Bis in die Häuser auf der gegenüberliegenden Talseite spüren sie ihn. Die Lahne geht oft während des Schneiens dort nieder. Beim Tauen kommt sie immer bis auf die Straße. Der Fahrweg muß dann über Felder am anderen Abhang hinaufgeführt werden. Eine „Winterstraße“ also.

Wenn der Obertilliacher den Wald aufforstet, muß er ihn „einflechten“, sobald die kleinen Tschüppelen aufwachsen. Sonst kann er den aufwachsenden Jungwald nicht vor dem Vieh schützen. In diesem Waldteil hat ein anderer Bauer von der Gemeinde das Weidrecht zugewiesen bekommen. Der Obertilliacher verklagte ihn, weil er seine Kühe in den Jungwald gehen ließ. Es hat den Obertilliacher nichts genützt. Zum Einflechten hatte er aber keine Leute und kein Geld. Also mußte er das Vieh weiden lassen. Für das Wachstum der jungen Bäume ist das natürlich sehr ungünstig.

⁴⁾ In einem Faschingsspiel aus Ulten von der Schuljugend aufgeführt, heißt es u. a.:

„Hinaus, hinaus in Waldes Graus!
Ihr rüstigen Buben, nur frisch hinaus,
zu treiben von dannen den wilden Mann!
Dort sitzt er im Dunkel, in Baumbart gehüllt.“

(Die Heimat. Meran 1912—13, Seite 166). — Das Haupthaar der wilden Weiber, der Fanggen, hängt voll Baumbart (J. N. v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857, Seite 51).

Die Bergbauern bestreiten das zwar und meinen, der Wald wachse zu dicht und die Tschüppeln (junge Nadelbäumchen) hätten zu wenig Luft, wenn das Vieh nichts draußfresse.

Das Einflechten ist noch die ärgere Arbeit wie das Zäunen. Steften (Holzpfähle) werden nur $\frac{1}{2}$ m weit entfernt in den Boden geschlagen. Dazwischen werden Ruten von Strauchwerk geflochten. Das ist gleichzeitig ein wenig Schutz gegen die Lahne.

Im Winkeltal sind Bauernhöfe so hoch gelegen, daß nicht einmal mehr ein Wald dazugehört. „Es ist zum Wundern, daß die überhaupt oben bleiben können. Wenn es ihnen auf dem Feld alles zusammenschlägt, haben sie gar nichts mehr, mit dem sie sich helfen können“, sagt ein „Tölderer“ (Talbauer).

Besondere Verwendung der Tschuppen.

Alle Jahre einmal ist der „Kemat“ (Kamin) zu kehren. Zwei Leute gehören dazu, zwei Tschuppen (Fichtenbäumchen) und zwei Stricke. Die zwei Stricke mit den zwei Tschuppen werden von den zwei Leuten durch den Kemat gezogen. Einer ist unten beim Herd, der andere oben auf dem Dach. Zum Aufdachsteigen hat man über die Dachbretter eigene Sprießl genagelt, besonders bei den steileren Dächern der neueren Häuser.

Vom großen Sparherd in der Küche führt eine lange schwarze Eisenröhre zum Kamin. „Röhrekehrn“ soll man alle Monat einmal. Wenn kein Pech darinnen ist, mag man nur mit der Tase (Ast mit Nadeln) auskehren. „Grianes Holz“ aber macht viel Pech in der Innwand der Röhre. Sie muß dann ausgebrannt werden, indem man im Freien viel Papier an der einen Seite anbrennt und das Feuer durch die Röhre ziehen läßt. Das ist eine schmutzige Arbeit. Beim Vorübergehen sieht man gleich, wenn sie in einem Haus Kemat gekehrt haben. Besonders im Winter; da liegt dann der schwarze Ruß im weißen Schnee.

Der Rack.

Schier märchenhaft sieht er aus, wenn er in langen, graugrünen Strähnen von den Hochwaldbäumen hängt, wie eines Riesen Bart. Im Pinzgau heißt er Bamwerch (Baumwerg) oder Bambscht, Mz. Bamascht (= Baumbart); dort wird er benutzt als Bausch, als Unterlage beim Tragen von Lasten Beerenkörben u. ä. ⁵⁾. In Deferegggen heißen sie ihn Rog, für das Möll- und

⁵⁾ Baumbart als Ziegenfutter im Martelltal: „Ein Teil ihres (der Ziegen) Futters ist der Baumbart, den man mit krummen an langen Stangen befestigten Schneidewerkzeugen von den Lärchbäumen herunterholt. Er ist dreifacher Art, weiß, gelb und schwarz, nur den ersten und den letzten fressen

Lesachtal nennt ihn schon Lexer „ragk“, wozu cimbrisch rack (nach Bergmann) zu stellen ist. Im Pinzgau kommt auch der Ausdruck Roug vor.

Es handelt sich hiebei um die Riesen-Bartflechte (*Usnea longissima* Ach.) aus der Gattung der Usneaceen⁶⁾. B. Auerswald und E. A. Roßmähler berichten darüber u. a. in den „Botanischen Unterhaltungen“⁷⁾: „Eine seltene Art dieser Gattung, hängt in Bärten von mehreren Ellen von alten Fichten herab und ist jedenfalls die schönste Zierde auf dem Gebiete der deutschen Flechtenwelt“. Und Kummer beschreibt sie: „Unverzweigt, bis 2 m lang, schlaff herabhängend, fädig dünn, von der Spitze bis zum Grunde mit haarförmigen, etwa 3 cm langen Aestchen ringsum gleichmäßig besetzt. Nur im Gebirge“⁸⁾.

Es gibt sogar eine eigene kurze, rein botanische Monographie: *Usnea longissima* Ach. von A. v. Krempelhuber⁹⁾ mit Angabe verschiedener Fundorte, worunter allerdings kein einziger österreichischer genannt wird. Diese Riesenflechte ist verbreitet u. a. in Afrika (Kap der guten Hoffnung), auf der Insel Mauritius, in Kleinasien, in Neu-Holland, sowie in verschiedenen Ländern Europas. „Die *Usnea longiss.* kommt bei uns nur in großen, dichten Forsten, u. zw. im Gebirge sowohl als auch in den Alpen vor. Man findet sie dort in geschützten Lagen auf alten, ehrwürdigen Fichten, Tannen und Buchen, von deren Aesten ihre langen dünnen Fäden herabhängen, oft den ganzen Baum von unter bis oben überschnürend. Ein solcher Baum gewinnt dadurch oft ein sehr abenteuerliches Ansehen.“ (Krempelhuber). Später wurde diese eigenartige Flechte auch von Schweinfurth und anderen in Zentralafrika aufgefunden. In neuester Zeit ist die *Usnea longiss.* vom österreichischen Botaniker Heinrich Handel-Mazzetti auch in China angetroffen worden¹⁰⁾.

Tiroler Botaniker (Dalla Torre — L. Sarnthein¹¹⁾, F. Arnold¹²⁾ bringen wohl Angaben über Standorte der *Usnea longiss.*, berichten aber sonst nichts über diese seltsame Pflanze, die jedoch in der einfachen Bergbauernwirtschaft von Wichtigkeit war.

In Villgraten finden wir den Rack überall an der Waldgrenze; etliche Meter lang werden die graugrünen Flechten im Hochwald über „Hochfeichtl“ an den steilen Hängen der Gabesitten (2660 m), mundartlich richtiger Gabasign (campo sicco = trockenes Feld¹³⁾).

die Ziegen, der gelbe ist ihnen zu bitter und zu scharf“ (B. Weber, Das Land Tirol. Innsbruck 1838, III., Seite 191). — Aus Gossensaß: „Der Baumbart macht die Ziegen fett“ (Z. d. V. f. V. 1900, Bd. 10, Seite 52). — Und der Jäger weiß, daß das Rotwild im Winter den Rack lieber frißt als Tasn (Fichtenzweige).

⁶⁾ Die wissenschaftliche Bezeichnung *Usnea* stammt von dem Arabischen *u s c h n a* = Moos, Flechte auf Steinen und Bäumen.

⁷⁾ Leipzig 1858, Seite 468.

⁸⁾ P. Kummer, Der Führer in die Flechtenkunde. Berlin 1874, Seite 34.

⁹⁾ In „Flora“, Regensburg 1853, Nr. 34, p. 537—541.

¹⁰⁾ Naturbilder aus Südwestchina. Wien 1927, Seite 60, 82 u. Abb. 108.

¹¹⁾ Flora der gef. Grafschaft Tirol. Innsbruck 1900—13.

¹²⁾ Lichenologische Ausflüge in Tirol. Verh. zool. bot. Ges. Wien 1868—1897 (bes. Nr. 25—27).

¹³⁾ In Lüssen gibt es ein Feld mit dem Namen Rasik. In Vahrn ist der Flurnamen Rasitten (ladinisch *ru sicc* „Trockenbach“; Schlern 6, S. 129, 163).

Und wer in der Bergbauernwirtschaft aus früherer Zeit Bescheid weiß, kennt den Rack nicht bloß in der Verwendung als verwegenen Hüterbuibnbart, sondern auch — als Färbemittel. Dazu nahm man ihn „ganz Hochwaldes“ (im höchsten Hochwald) und mußte dort noch über die Bäume aufsteigen. Denn „der rechte“ ist erst fast am Wipfel des Baumes. In Wasser aufgekocht, liefert er eine gelbe Farbe für Schürzen-Leinwand oder für Raß (Woll- und Leinfaden vermischt), der für Unterröcke verwendet wurde.

Wollte man nicht die von Natur aus schwarze, weiße oder fahlfarbige (villgraterisch „elba“) Schafwolle und die naturfarbene Leinwand verwenden, so stand in früherer Zeit auch die Lärchenrinde zur Verfügung, also wieder ein Geschenk des Waldes. Man schälte die Lärchbäume, die äußere Rinde zog man ab und warf sie weg, das „Einwendige“ wurde zerkleinert und mit Erlrinde gemischt ungefähr eine halbe Stunde aufgekocht, dann durchgeseiht. In dieses Wasser legte man den Stoff so lang, bis er die richtige Farbe hatte, und zwar dunkelbraun. Die Erlrinde mußten die Villgrater von Abfaltersbach im Drautal heraufliefern, denn in Villgraten gibt es nur wenige „Lutterstaudn“ (Erlbüsche, besonders Alpenerle, *Alnus viridis*) an den Berghängen der Talschlüsse.

Die Verwendung des Rack, der Riesen-Bartflechte als Färbemittel scheint den Botanikern ziemlich unbekannt geblieben zu sein. Bloß J. v. Wiesner¹⁴⁾ gibt an, daß in der *Usnea barbata* und *longiss.* als Farbstoff Barbatinsäure $C_{19}H_{20}O_7$ neben Usninsäure enthalten ist. A. Engler und K. Prantl¹⁵⁾ geben die Barbatinsäure mit $C_{22}H_{24}O_8$ an, welcher Unterschied aber praktisch nicht viel ausmachen soll. Entdeckt wurde diese Barbatinsäure von Stenhouse und Grove, jedoch erst durch Hesse näher bekannt¹⁶⁾.

Gegenwärtig verwenden auch die Villgrater diese Waldfarben nicht mehr. Der Krämer liefert ihnen „kammode Packflan“ für allerhand Stoffe und allerhand Farbwünsche.

In Villgraten, im Pinzgau und in anderen Alpengegenden wurde einst dieser Baumbart häufig statt Werg oder Papier als Pfropfen im Vorderlader benutzt.

Waldzoig im Winterfenschter.

An einem Tag im Herbescht, wenn die ersten feuchtkalten Windstöße „talinnewärt“ jagen, ist es zum „Winterfenschter einhäng“. Die äußeren Fensterflügel, die den Sommer über in einer leeren Kammer an der Wand lehnten, werden im Brunnentrog gewaschen und vor die „Sommerfenster“ gegeben. Alle „Bische“ (Blumen) müssen die Fensterplätze räumen. Ueber den Winter werden sie „innegetun“ in die Stube. Draußen hätten sie viel zu kalt.

¹⁴⁾ Die Rohstoffe des Pflanzenreiches, Leipzig 1927, I., Seite 342.

¹⁵⁾ Die natürlichen Pflanzenfamilien, Leipzig 1926, Bd. 8, Seite 37.

¹⁶⁾ Auch von ausländischen Flechten (*Roccella*, *Lecanora*, *Variolaria*) werden Farbstoffe genommen, so das Lackmus, der Persio und die Orseille.

's Kreuzgruber Kathele hat zwischen den Fenstern „Sagemehl umagesant“ und Papier von verschiedenen Farben, klein geschnitten, darüber gestreut, „a weng eppes fürs Auge“. In der Gisse haben sie zwischen den Fenstern „Sagemehl“ und darauf Blättchen von Stanniolpapier. Andere legen Holzwohle, die sie mit Eierfarben bunt gefärbt haben, zwischen die Fenster. Auch „Waldzoig“ hat man zwischen den Fenstern, Mias (Moos) und „Beerelen“, alles vom Wald. Oder man zupft farbige Wollfäden ganz klein und streut sie auf das Sagemehl. Auch „Beißwurmgras“ (Bärlapp, *Lycopodium clavatum*) wird im Winter auf das Sagemehl zwischen die Fenster gegeben. Andere legen zwischen die Sommer- und Winterfenster „Pölschterlen, mit Werch getschoppn“. Sie sehen wie ein Puppenspielzeug aus. Groß sind die Fenster ohnehin nicht. Und weil die „Fensterglampern“ den Raum in drei Teile teilen, sind drei kleine Pölschterlen notwendig. Jedes handlang und vier Finger breit. Als besondere Zierde schlingt man gern um die kleinen Fensterpölschterlen ein rotes Seidenpapierstreifchen.

Das Holz.

Holzarbeit, schwere Arbeit, Männerarbeit. Schnell in die Hand gespiebn, dann gehn wirs an. Sie ist auch nicht ungefährlich, die Holzarbeit. Die Holzer berechnen zwar die Fallinie des Baumes beim Sägen voraus und springen behende weg, wenn er rauschend fällt. Aber manchmal hat es doch einen derwuschn. Die Axthiebe werden ruhig und zielsicher ausgeführt. Trotzdem hat sich der Peter bei „an Liede“ (Glieder) verhackt, daß man noch die Masl (Narbe) davon sieht.

Nachdem der Baum gefällt ist, versuchen die Holzarbeiter gern, ob einer in den Stock auf vier Hieb ein Kreuz „dermacht“. Wer das kann, darf heiraten, sagen die Bergbauern. Oft zeigt ein solcher Baumstock mehrere Kreuze nebeneinander. „Es ist nit lei ein Zufall, ich dermach das Kreuzel no' amal!“ Natürlich sieht man auch verhunzte Kreuzlen genui.

Der Bergbauer unterscheidet mannane und weibische Tasn (Nadelbäume, auch Aeste dieser Bäume). Die mannan Tasn sind recht grob und nit soviel Tasn daran. „Die Manderleut sand ja 's kluiße (glatte, spärliche) Geschlecht“, läschtert die Cilli und hat nicht unrecht damit. Denn die Bergbauern sind schmal und hager gebaut. Die weibischen Tasn haben mehr Plissn (Nadeln). Sollte

ja am zacht (zarten) Geschlecht auch um und um mehr daran sein. Hier bei den Bergbauern sind allerdings auch die Frauen „kluige“ Gestalten.

Mit dem Tasnmesser haut man die Nadeln und kleinen Aestchen von den Aesten. „Die Zame (Aestchen) hackn“, heißt man das. Wenn die Holzarbeit nicht weit vom Hause vor sich geht, ist das Frauenarbeit. Die Tasn hackt man zusammen zu Strewe (Streu). Die „Aeschte“ schichtet man zu einer „Trischte“ um einen Baum herum.

Zuletzt sind noch die „Zam“ (Zweiglein) zusammenzurechen. Lärchenzam tut man schüren (anzünden), bald alles gehackt ist. Sie sind als Strewe nicht zu brauchen, weil sie zu wenig trocknen. Weißer Rauch steigt dann im Wald auf, weithin sichtbar. „Zelm (dort) tuit man Zame schürn“. Die Tasn kommen auf einen „Strewekotter (viereckiger Streuhaufen). Da fallen die Plissn ab und es (die Aeste) gibt „a guite Strewe“. In Winter führt man sie mit der „Ferkel“ (schlittenartiges Gerüst) vom Bergwald ins Tal. Während des Sommers wird der „Strewekotter“ aufgeschlichtet und mit Baumrinden zugedeckt. Hada (Heidekraut) nimmt man auch als Strewe. „Mias (Moos), Schwarzbeerbrum (Heidelbeere) und Grantnbrum“ (Preißelbeere) ebenfalls. Die „Tasplissn werden in der Mühle gemahlen, na' hat's Vieche a Tasplissnleck“.

Die Tasntrischte (runder Streuhaufen) im Wald wird mit Schinde (Rinde) oder mit Stroh gedeckt. Gern richtet man sie unter Bäumen auf. 's Vieche tut im Strewekotter wuihl, deswegen gibt man eine Zäune herum. In der einen Seiten tut man die Aeschte au'stockn (aufschlichten).

Zum Schluß muß der Holzer die Musl „ausmachn“, sie an den Enden abrunden, daß sie bei der Beförderung nicht der Länge nach zerfasert werden. Die „Flecke“ (Bretter) sollen 4 Meter lang sein, darum muß der Holzknecht den Musl „aufkopfn“. Beim Flößen stoßen sich die Muslköpfe sehr stark ab. In der Säge werden die Musl „a'gekopft“, die Muslköpfe abgeschnitten, die als Brennholz dienen.

Im Bergwald richtet man sich die Bäume zurecht. Dann trägt man sie nur so weit, bis sie von selbst den Abhang richtig zur Baustelle rollen. Wo im Sommer das „klane Bachtl acharinnt“, läßt man im Winter die Musl über das vereiste Bett herunter. Wenn es im Winter überall eisig ist, „treibt man 's Holz über den Grabe acha“

(herunter). Oder man macht eine Holzliesche (Riese) aus Musln zum „Holz achntreib'n". Im Winter liegt unter der Liesche Holz, damit sie die Leute „außen auf dem Platz haben derwiesen" (unterhalb der Riese auf die Gefahr aufmerksam machen).

Die unter den Weg gefallenen Bame tut man im Winter mit dem Roß zum Wege „strutzn" (schleppen). Am Zugseil ist eine Glamper, mit der man den Baum anhängt. Zum Holzziehen auf der Straße nimmt der Bergbauer einen „Halbschlitten".

Holz schwemmen (triften) muß man im Frühjahr, bald der Bach ganz wilde geht. Man schwemmt so weit, als der Bach steile Ufer hat. Bei der letzten Sagmühl vor Heimfels wird es eben. Dort zieht man das Holz heraus und führt es dann im Winter mit der „Schlake" (Holzschlitten). An engen Stellen verklaust sich das Holz beim Triften. Das Losmachen ist eine gefährliche Arbeit. Manche Stämme muß der Sagmüller nach dem Schwemmen „abfrischen", um 1—2 m kürzer machen, weil sie eine faule Stelle bekommen haben.

Einige „größere" Bergbauern mit viel Wald haben eine eigene Sage. Es „lohnt sich nur bei wenigen aus". Die übrigen Sägen gehören dem Holzhändler. Er kauft die Bäume von den Bauern zusammen, läßt sie zurechtschneiden und verkauft das Holz weiter, nach Wien und nach Italien.

Haushoch lagern die „Musl", die vier Meter langen Baumstämme neben der Säge. Ebenso hoch, schier gefahrdrohend für Mensch und Vieh, sind die Bretter und Schwarten (seitliches Abfallholz) aufgeschichtet. Manchmal schlüpft eilfertig ein Pfutschkinig (Zaunkönig) durch. Nach einem Regen, auf den gleich warmer Sonnenschein folgt, dampft das Holz der Muslhaufen, Holzdächer und Bretter bei der Säge. Wie dichter, weißer Rauch zieht der Dunst empor.

Das hölzerne Wasserfeuer.

Im Winkeltal benützt der Schmied statt eines Blasebalges ein „Wasserfuir". In der Dachhöhe der Schmiede wird in einer „Wiere" Wasser zugeleitet, das dann außen an der Seite, wo die Werkstatt ist, herunterstürzt, aber nicht frei. Es ist von einem vier-eckigen, hohen Kasten umschlossen. Dieser hat ein kleines Loch an der Außenseite und eine Rohrleitung, die bei der Esse mit einem Loch endigt. Durch den Luftzug, den das herunterjagende Wasser erzeugt, wird auf die Esse stets Luft hineingeblasen. Braucht der

Schmied Luft, so nimmt er einfach den Luck (Deckel) von der Rohrleitung weg, und die Luft strömt herein, daß die Asche fliegt. Die Vorrichtung besteht größtenteils aus Fichtenholz. Der Kasten außen ist meist aus Lärchenholz, wo man's hat. Unten fließt das Wasser ab¹⁷⁾.

Allerhand Vögel.

In jedem Bergbauernhaus nisten im Deckengebälk der Labndille (Vorhaus im Oberstock) die Schwalben. „Sie plodern als wie die Walsche“, sie plaudern wie die Walischen, die Italiener. Die reden auch so schnell, und die deutschen Tiroler verstehen sie nicht. In der Labndille breitet man unter dem Schwalbennest einen Sack auf, damit der Schmutz nicht auf den Fußboden fällt.

Die Vögelsteige (Vogelhaus) fehlt fast in keinem Hause. Man bastelt sie selber. Sie wird in der Stube mit einem Ringele an einen Nagel gehängt, so daß sie „schützt“, wenn der Vogel von einem „Sprittl“ zum andern hüpfet. An schönen Sommertagen wird sie auf den Solder gehängt. Nach dem Richtigen soll ein Krummschnabel (Kreuzschnabel) in der Vögelsteige sein. Dieser „Gelabe“ ist Schuld daran, daß die Krummschnäbel schon recht selten werden in den Hochwäldern. Also muß es ein anderes Vögele auch tun. Das Zeisele (Zeisig) im Vögelstalle ist ganz besonders heimlich und traut. Auch zur Weihnachtszeit singt es sein leises Zwitscherlied und bringt damit Naturfrieden und Lieblichkeit in die warme Stube, mag auch draußen alles Leben in der grimmigen Kälte erstarrt sein.

Die kleinen Fitzigängger (eine liebe lautmalende Bezeichnung für die Blaumeisen) tut man nicht in die Vögelsteige, „die lat man lafn“. Die Kinder sagen von ihnen: „Der Fitzigängger pickt mir den Finger ab“. Auch den Bambecker (Baumhacker), den Specht, läßt man in Ruhe. Vor dem „Buhin“ oder „Auf“ (Uhu) und den Nachtneufan (Eulen) hat man eine besondere Scheu. Der Pfutsch oder

¹⁷⁾ Hiezu zwei Berichte aus anderen Gegenden. „Wir sahen seine Schmiede, in welcher die Leznach schwere Hämmer treibt, und bewunderten seine Anstalten, wobei das Gebläse nicht durch Blasebälge sondern durch Wasser unterhalten wird, in großen Vorrichtungen, die sich wechselweise leeren, und mit Luft füllen, die dann vom zudringenden Wasser auf die Esse gestrichen wird“ (F. v. P. Schranka, Reise nach den südlichen Gebirgen von Baiern. München 1793, Seite 236). — „Gleich den Stubeiern verstehen sich die Eggentaler trefflich auf die Bearbeitung des Eisens; die im Eggentale hergestellten Rebmesser z. B. gelten überhaupt als die besten. Dabei sind diese Schmieden sehr einfach eingerichtet: der Luftstrom, welcher das Feuer der Esse anfacht, wird nicht durch einen Blasebalg, sondern durch stürzendes Wasser erzeugt — eine uralte Vorrichtung“. (K. F. Wolff, Monographie der Dolomitenstraße. Bozen 1908, Seite 55.)

Pfutschkinig (Zaunkönig) hat es zwischen den Zaunlatten oder den aufgeschichteten Brettern bei den Sägen immer sehr eilig. Mit aufgestelltem Schwänzlein hüpfert er hin und her. Gefangen wird er nicht. Aber Strichmaslan (Kohlmeisen) und Tannmaslan (Tannenmeisen), Schopfmaslan (Schopfmeisen) und Roatgimpl (Blutfink) fangen die Buibn mit selbstgemachten Vogelfallen ein. Auch das Roatplattl wird in die Vögelsteige gesperrt; so heißt in Villgraten der Leinfink, Leinzeisig oder Birkenzeisig (*Linaria rubra* s. *Carduelis linaria* L. s. *Card. lin.-flammea* L.). Mit seinem graubraunen gesprengelten Federkleid wäre er einer Lerche nicht unähnlich, fällt aber leicht durch eine karminrote Kopfplatte auf. Das Männchen ziert außerdem ein karminroter Fleck auf Brust und Bürzel¹⁸⁾.

Es gibt ziemlich viel Vogelarten im Bergbauernland. Recht zahlreich sind die Branderlen (Rotschwänzchen). Sogar in den Kapellen nisten sie. Längs den Zäunen und Wegen flattern sie hin, alle paar Schritte sitzt ein Branderl, „schützt mit dem Schwaf“ (eine eigentümlich duckende Bewegung) und fliegt ein Butzele weiter. Schon um 4 Uhr früh singt der Grianling (Ammer) neben dem Wege seinen gedehnten Ruf. Im Herbst gehen die Boahnrenzn (Nußhäher) auf Bohnen und Erbsen.

Der Rapp (Krähe) flieht scheu die menschlichen Wohnungen. Auch im Winter. Nur ein Bui in Kalkstein hat einen jungen gefangen und ihm die Flügel gestutzt. Der hat sich an die Menschen gewöhnt und hüpfert bettelnd im Haus umher.

Im Langes hörst du'n Guge (Kuckuck) singen. Er legt seine Are (Eier) in fremde Neschter. Die Are, die schon drinnen sind, frißt er. Davon wird er hell und schreit. Bald keine Vögel mehr brüten, oft singt der Guge nimmer.

Der Sperling, dieser Allerweltsvogel, ist bei den Bergbauern nirgends zu finden. Wachsen ihm zu wenig Körnlein? Dauert ihm der Winter zu lange? Oder mag er hier nicht sein, weil es nur wenige Pferde gibt und auch diese schier keinen Hafer fressen, nur Gras und Heu?

Jagen und wildern.

Rehe, Schnee- und Waldhasen, Auer- und Birkhühner sind das Wild in den Bergwäldern. Allerdings in spärlicher Zahl.

¹⁸⁾ Von der Art Leinfink gibt es in Tirol zwei Unterarten und zwar den nordischen Leinfink (*Card. lin. linaria*), der nur im Winter dort ist, und den etwas kleineren Alpenleinfink (*Card. lin. cabaret*) als Brutvogel in der Latschenstufe. (K. Walde u. H. Neugebauer, *Tiroler Vogelbuch*, Innsbruck 1936, Seite 210.)

Gemsen gibt es selbst auf den Hochbergen nur ganz wenige. Hirsche, Murmeltiere kommen überhaupt nicht vor. Aus Flurnamen (z. B. „bei der Hirschlacke“) ist zu erkennen, daß es früher Hirsche gegeben hat. Marder und Harmden (Wiesel, Hermelin) gibt es noch. Und „Achalen“ (Eichhörnchen).

Es ist noch nicht lange her, daß auch die Wölfe hier vorkamen. In Außervillgraten ist die Wolfsgrube im Wald noch ganz gut erhalten. Ein Zeichen, daß sie noch nicht lange ungenützt ist. Jetzt dient sie als Abfallgrube.

1734 berichtet der Oberjäger von Heimfels, daß in seinem Bereich, also in Villgraten, „32 Wölfe zernichtet worden seien“. Wild und Fische mußten von den Bauern in das königliche Damenstift nach Hall geliefert werden, dem Villgraten lange gehörte. Durch eigene Träger wurden sie über die Tauern gebracht, um die Stiftstafel zu bereichern. Noch im Jahre 1839 hat sich ein Bär in der Gegend von Sillian sehen lassen.

Wer 200 Joch Grund in einer Fläche sein eigen nennt, hat das Jagdrecht. Solche sind nur zwei im Tale. Für die übrigen Gründe gehört die Jagd der Gemeinde. Die hat sie an mehrere Bauern verpachtet, fast alle von auswärts.

Der übermäßige Jagdeifer ist schuld daran, daß alles Wild ausgerottet wird. Stehen einmal 10, 12 Gamsen in einer Kutte (einem Rudel) beieinander, so sind schon am nächsten Tag alle jagdberechtigten Bauern „mit der Büchse“ und kehren nicht eher wieder, bis sie alle Gamsen erlegt — oder verjagt haben.

Ob bei den Bergbauern gewildert wird? Selbstverständlich, mit Leidenschaft. Sehr bezeichnend hängen in mancher Buibenkammer neben den Gewehren ein paar „Rechhorner“. Und heimlich gehen sie dabei zu Werke. Der Jagdpächter erwischt die Wilderer nicht! Es sind Bauern, die beim Jagdgebiet wohnen. Sie legen Streusalz auf und gehn dort, wo der andere gar nicht hinkommt. Das Jahrfleisch¹⁹⁾ bringen sie damit zusammen.

Die Zuneigung der Bevölkerung gehört auch hier mehr dem Wilderer als dem Jäger. Folgendes Lied, das sicherlich in Villgraten nicht heimisch ist, aber gern gesungen wird, gibt davon Zeugnis²⁰⁾.

¹⁹⁾ Jahrfleisch: die Fleischmenge, die sie für ein Jahr brauchen.

²⁰⁾ Mit einem vielfach abweichenden Wortlaut findet sich das Lied in F. F. Kohl und J. Reiter, Echte Tiroler Lieder. Innsbruck 1933, I., Seite 207.

Der Jaga und der Wildschütz.

1. An einem Sonntagmorgen, recht zeitlich in der Fröh
nimmt der Wildschütz sein Stutzerl, steigt dem Gamsgebirg zui,
er weiß ja den Weg so schön,
wo die schian Gamslan stehn,
drein in Tirol.
2. A Gamsl hat er gschossn, hoch droben auf der Schneid,
nun will er es auswadn, hat ka Messer in der Schadn,
der Jaga hat ihm lang zuagschaut,
hat si nit zuawittraut,
bis daß er schlaft.
3. Der Wildschütz hat gschlafn, jiatzt hat er si traut,
er nimmt halt sein Stutzerl, hat sakrisch zuaghaut.
Der Wildschütz springt auf vom Schlaf,
stürzt übern Felsen a
in a Gesträuch.
4. Den Jaga druckt's Gwissn, dem Wildschütz sein Blut,
er möcht halt gern wissn, was der Wildschütz drunt tuit.
„O Jaga, lieber Jaga mein,
bind mirs die Wunden ein
und still mir 's Blut.“
5. Die Wunden san verbunden und gestillt war sein Blut.
„Jiatzt muift halt mit mir gehn ins Salzkammergut.“
„Bevor i's mit an Jaga geh,
verlaß i mein Leib und Seel
und mein jungs Blut.“

A weng baschtln!

Der Oberwurzer hat sich eine Heuschupfe gebaut. Ganz allein. Funkelnagelneu steht sie da, die gelben „Flecke“ des frischen Holzes leuchten vom Wiesenhang ins Tal herunter. Du fragst ihn mit verwunderter Anerkennung, wie er denn so etwas ganz allein zusammenbringe. Darauf lächelt er bescheiden: „I hun nicht gelehrt (gelernt). Das derfindt man wohl sischt. I tui lei a weng baschtln“.

Baschtln! Das Wort klingt ganz einfach, fast ein wenig geringschätzig und spielerisch. Ein wenig herumarbeiten. Man meint, dabei könne nichts besonderes herauskommen. Aber da macht sich der einen großen Schlitten zum Heuziehen, der andere Tisch und Bank für die Stube; Mischziache, Schneereifen, die

Bachtkrutte (Mistschaufel), die Wäscheploi, die Plenterodl, die Krautliache, das Trogadachl (Brunnendach), vielerlei Kinderspielzeug, werden „selm“ gemacht. Und das alles heißt der Bergbauer „a weng baschtln“.

Das Baschtln gilt bei den Bergbauern nicht als etwas Besonderes. Wer auf den einsamen Berghöfen nicht zugrunde gehen will, muß etwas davon verstehen. Die Handwerker sind weit weg im Dorf, manche gar erst draußen „am Lande“, im Markt Sillian. Wenn man da mit jeder Reparatur oder mit kleinen Neuanschaffungen hingehen müßte! Oder gar den Handwerker herkommen lassen? Woher sollte der Bergbauer das Geld für den Taglohn nehmen? Nur bei größeren Arbeiten läßt man einen Handwerker, den Schneider, den Schuster, den Tischler auf die „Ster“ kommen.

In keinem Bauernhof und sei er noch so klein, fehlt deshalb die „Baschtlkammer“ oder „Machkammer“. Meist ist sie in einem Kelderraum, entweder im Hinterkelder oder im Außerkelder (talein oder talaus). Manchmal ist sie aber auch in einer Kammer neben der Labndille, also im zweiten Stockwerk des Hauses. Das hat einen größeren Vorteil. Da heroben ist es heller und im Winter nicht gar so eisig kalt.

Bauern aus anderen Gegenden, aber auch manche Handwerker würden staunen, wenn sie die reichhaltige Einrichtung einer solchen Baschtlkammer sehen könnten. Alle erdenklichen Werkzeuge für die Holzverarbeitung sind vorhanden. Diese spielt unter den Baschtlarbeiten die größte Rolle. Holz ist der Rohstoff, den der Bergbauer am leichtesten und billigsten zur Verfügung hat. Jeder Bauer besitzt auch das „Zimmerzeug“ wie ein richtiger „Zimmerer“. Die Seile dreht man sich selbst. Das kann aber nicht jeder Mannische im Haus, oft nur der Bauer, der es vom Vater gelernt hat. In jedem Haus haben sie einen eisernen Schuster-Dreifuß, der als Unterlage zum Benageln der Schuhe, zum Aufschlagen der Reifen auf ein Schaff u. dgl. benützt wird. Diese „Leischte“ nimmt die Bäuerin auch zum Stopfen der Stalltarschn (grobe Filzschuhe). Ein „ebenes Zangl“ und ein „Pitschzangele“ (Zwickzange) brauchte man zum Haftelmachen. Die Haftel sind an der Frauenkleidung hier allgemein verwendet. „Geah, mach schnell zwei Vaterlen und zwei Müaterlen“, sagte die Bäuerin beim Flickern zum Bauern. Die jetzigen alten Leute wissen das noch ganz gut. Erst ganz in letzter Zeit behilft man sich mit gekauften Hafteln. Die

„Birchabesn“ (Besen aus Birkenreisern) macht der Knecht oder der Bauer.

Die Bergbauern haben sogar einen eigenen „Baschtlbam“! Es ist dies der Berberitzenstrauch²¹), dessen Holz sich leicht bearbeiten läßt. Die Aeste vom „Baschtlbam“ werden in fingerlange Stücke geschnitten und mit einem Holzschlegel durch einen eisernen „Durchschlag“ durchgeschlat. So macht sich der Bergbauer die „Rechnzintn“ (Zinken des Rechens). Etwas Größeres auszuschnitzeln, dazu nimmt der Bergbauer das Holz der Zirbe.

Was er kann, hat der Bergbauer von seinem Vater gelernt. Und sein kleiner Bui lernt es durch Zuschauen und Nachmachen von ihm. Ganz frühzeitig fängt er damit an und ruiniert zuerst einmal dem Vater die Werkzeuge. Wenn einer etwas fertig gebaschtlt hat, macht er nicht viel Aufsehen mit seiner Arbeit. „Wie man's halt vom Vater g'sechn hat. 's Nachmachen ischt ka Kunscht, aber 's draufkemma, 's erschte Infalln (Daraufkommen, das erste Einfallen!)“

Aber freuen tun sie sich schon, die Bergbauern, wenn sie wieder einmal „eppes Netts gebaschtlt“ haben. Befriedigt sitzt der Baschtler dann auf der Ofenbank, raucht ein Pfeifl Tiwak und bläst stumm den Rauch von sich. Derweil bewundern die Kinder das Neugemachte, und auch die Bäuerin spart nicht mit der Anerkennung.

Ganz begeistert ist die Bäuerin von der Hinterwalche, der ihr Mann eine Schlaka zum Butterrühren mit Motorbetrieb „zammegebaschtlt“ hat. Den Motor hat der Bauer zum Betreiben der Dreschmaschine und Futterschneidemaschine im Haus. Durch verschiedene Uebersetzungen hat er das Butterfaß auch an den Motor angeschlossen. Jetzt kann die Bäuerin während des Butterrührens die Kueh melkn oder kochen gehen. Nach einer halben Stunde schaut sie dann nach, ob „es schon genui“ ist. „Das kennt man am Klang“, an dem Geräusch im Butterfaß nämlich. Früher hat sie lange Zeit selber rühren müssen oder noch früher gar die Schlaka stoßen, wie es viele jetzt noch machen. „Das ischt wohl a guite Erfindung“, bekräftigt die Bäuerin nochmals.

Der Bauer hat auch Spielzeug geschnitzt, kleine Korneggen und eine Erekrutte (Erdkarren), ein Wagele und ein Wiagele und ein kleines Schlakale für Gitschele, das kleine Kathele.

²¹) Die Früchte heißen „Boaßlbeer“.

Das muß schon einer gewesen sein, der alles Handwerkliche machte, und noch besser wie die übrigen, daß man noch später von ihm erzählt: „Dersell hat viel dermacht, das ischt a rechter Machler gewesen“. — „A rechter Patzer, der nichts zuwege bringt“, ist hier in der Einsicht noch schlechter daran als anderswo und die Nichtachtung der Uebrigen ist ihm sicher. Dort und da gibt es wohl einen, der nur so umeinander „maschtert“ (meistert), ohne etwas zu verstehen. Aber solche, „Maschterer“ oder „Pfesserer“, die „an Ort umanderpfessern“, aber ausrichten tun sie nicht, die sind selten bei den Bergbauern.

Aus der Baschtlerei entwickelt sich, je nach der Geschicklichkeit, die verschiedenartigste Hausindustrie. Der eine Bergbauer macht Schlitten, nicht nur für sich, sondern für viele im Tale, der andere Buttermödeln, wieder ein anderer Rückenkörbe oder Wasserschaffe. Bei dem einen holt man die Stalltschokln (Holzschuhe), bei einem andern die Wetzumpfe. Einige Knechte schnitzen in einfacher Kerbschnitttechnik hübsche „Taflruhe“ (Bilderrahmen). Den Nachbarn macht jeder das, was er kann, für eine Gegenleistung. So helfen sie sich gegenseitig durch einfachen Tausch.

Für ein wirkliches Kunsthandwerk oder gar für Kunst haben die Bergbauern dagegen wenig Verständnis. Erst in den letzten Jahren geschah Folgendes: Ein Bui hatte Lust zum Schnitzen. „In den aufwachsenden Jahren“ durfte er zum Zeitvertreib mit dem Schnitzmesser und mit der „Hohle“ (Hohleisen) herumarbeiten. Wie er aber „verwachsen“ (erwachsen) ist, läßt ihn der Vater nimmer. Da muß er „größere Arbeiten“ machen. Er ist so geschickt, daß er sich selber die Tischlerei beibringt. Aber er darf nicht schnitzen, das scheint dem Bauern eine Kinderspielerei. Arbeit ist ihm außer der Bauernarbeit nur das notwendigste Handwerk (am liebsten möchte er das auch selber machen) und das „Geistlich sein“ (Priesterberuf). Alle anderen Arbeiten schätzt er gering ein.

Viel bedeutet der Hochwald für den Villgrater Bergbauern. Und er hat die zähe Wucht der wetterharten Stämme zum Sinnbild seiner eigenen Wesensart genommen, wenn er wortkarg und dabei gutmütig spottend von sich und seiner rauhen Heimat singt:

„Hoch Berges, grob Holzes,
nicht Nutzes, grad Stolzes.“

Die Almgeister aus dem Brixental.

Von Anton Schipflinger, Hopfgarten.

Wenn die Aelpler im Herbst die Alm mit den Kühen verlassen haben, besuchen die Almgeister die Almhütten, mustern sie sorgfältig und sagen es dann ihren Brüdern und Schwestern, die im Berginnern hausen, daß es Zeit sei, in die Almhütten einzuziehen.

An welchem Tag die Geister in die Almhütten ziehen wurde nie bekannt; manche sagen, die ersten Almgeister ziehen am Rosenkranzsonntag in ihre neue Wohnung. Nach einer anderen Ueberlieferung ziehen am Kirchtag alle Almgeister in die für sie bestimmte Almhütte.

Es beginnt nun ein neues Leben für die Geister. Während des Sommers hausten sie im Berginnern. Im Frühjahr wurden sie in das Berginnere gebannt; wenn der Senner auf die Alm kommt, so besprengt er alle Räume und Ställe der Alm mit Weihwasser, damit die Geister wegziehen. Nur hie und da wagt es ein Geistermännlein das Berginnere zu verlassen. Kommen die Geister in die Almhütte, so kochen sie sich ein Mus. Nach diesem Musessen richten sich die Geister alles zurecht. Ist dies getan, so streifen sie die Alm ab und bitten Gott, daß er sie vom Unglück verschone.

Ueber ihre Tagesarbeit ist wenig überliefert. Man weiß nicht, ob sie etwas arbeiten oder nicht. Da viele Geister auch Schatzhüter sind, werden sie sicherlich Schätze hüten müssen.

Eine besondere Zeit für die Almgeister ist die Weihnachtszeit. Am Hl. Abend dürfen sie nichts essen, denn in der Christnacht kommen alle Geister von einem Tal an einen bestimmten Platz zusammen¹⁾. Dort verrichten sie geheimnisvolle Dinge. Es wird auch Gericht gehalten über die Geister. Diejenigen, welche im abgelaufenen Jahre erlöst wurden, kommen in der Christnacht in den Himmel. Die Anderen müssen auf ihre Alm ziehen und warten bis sie erlöst werden.

In der Zeit der Rachnächte dürfen die Geister die Almen verlassen. Manche begeben sich zu den Häusern, wo sie aber wieder vertrieben werden. Wenn der Bauer mit der Räucherpfanne kommt, müssen alle Geister das Weite suchen, falls sie nicht zugrunde gehen wollen.

Die Weihnachtszeit ist für die Geister eine harte Zeit. Sie können sich bei den Häusern nicht aufhalten und auf der Alm ist es furchtbar unheimlich. Man sagt, daß ihnen Tod und Teufel in die Augen schauen.

Sind die Rachnächte vorbei, dann können sich die Geister auf der Alm wieder wohl fühlen.

Ueber den Abzug der Almgeister sind mehrere Ueberlieferungen da. Wenn das Vieh auf die Alm kommt, sind die Geister schon längere Zeit dahin. Der Senner besprengt darum die Räume der Hütte und die Ställe, damit die Geister im Sommer nichts Böses tun können auf der Alm.

Am Karfreitag ziehen die Geister von der Alm. Jedoch am Ostersonntag kommen sie wieder. An diesem Tag müssen sie in der Hütte zusammenräumen.

¹⁾ Für das Unterinntal ist das Innere des Kaisergebirges die bekannteste Zusammenkunftsstelle. Es gibt aber auch andere.

Nach einer anderen Ueberlieferung ziehen die Geister, wenn es zu grünen beginnt von der Alm. Sie müssen die Alm gegen Sonnenaufgang verlassen, um dadurch das Wachstum und die Fruchtbarkeit der Alm zu fördern.

Von dieser allgemeinen Darstellung der Almgeister weichen manche Sagen ab. Nachstehend folgen einige solche Sagen. Es gäbe eine Menge von Almgeistersagen, doch weisen sie nur örtliche Verschiedenheiten auf, weshalb sie weniger interessant sind.

Der Putz von der Schledereralm.

Jedes Jahr, wenn man zur Herbstzeit die Alm verließ, kam einige Tage darauf ein Putz. Er richtete sich die Almhütte häuslich ein und bewohnte sie bis zur Christnacht. In der Christnacht verließ er die Almhütte und kam nicht mehr.

Der Ahndl hatte schon davon erzählt. Und nun wollten übermütige Burschen den Geist sehen.

Am Hl. Abend begaben sich mehrere Burschen auf die Schledereralm. Als sie dort ankamen war alles versperrt. Sie öffneten mit Gewalt.

„Toifl — hol' d' bös'n Buam!“ hörten sie fluchen.

Bei der Esse war ein Schemel, auf welchem ein goldenes Kreuz mit einem hölzernen Christusleib lag. Die Burschen nahmen es und betrachteten es.

„Schiabn²⁾ mas³⁾ ein“, sagte einer von den Burschen und ein anderer hatte es schon in der Tasche.

Mittlerweile kam der Putz. Er schrie sie an:

„Geht's weg! Geht's heim! In kurzer Zeit seit's krank.“

Die Burschen lachten laut. Sie besahen sich den Putz. Er war ein altes bartloses Männlein mit glühenden Augen und schwarzen Händen.

Die Burschen wollten bleiben, doch es wurde ihnen unwohl und sie beschlossen zu Tal zu wandern. Als sie heimkamen waren sie schwerkrank und starben etliche Tage darauf.

Der Putz kam immer noch auf die Schledereralm. — Alljährlich brannte in der Christnacht auf den Gräbern der Burschen ein seltsames Lichtlein.

Die Rachnachtmandln.

Auf mehreren Almen des Brixentales kamen in den Rachnächten zwölf Männlein. Sie hatten schwarze Gewänder an und sangen feierliche Lieder. — Oft hörte man ihre Lieder in das Tal hinab. — Waren die Rachnächte vorbei, zogen die Männlein wieder ab.

Die Leute erzählen, daß diese Männlein Heiden waren und die Christen verspottet haben. Dafür müssen sie in den Rachnächten als Rachnachtmandln auf die Almen kommen — es sollen dies jene Almen sein, die ihnen einst als Wohnung dienten — und dort Buße tun.

Der Almgeist von der Buchaualm.

Der „wunderbare“ Wintergeist vor der Buchaualm, wie ihn die Brixentaler nannten, kam jedes Jahr am Thomasabend (21. Dezember) in seine

²⁾ einstecken. ³⁾ wir es.

Almhütte. Er war ein beliebter Almgeist, denn er hatte den Ruf eines guten Wunderarztes. Böse Mäuler nannten ihn einen vom Teufel abgesandten Hexenmeister. Dies traf natürlich nicht zu; den Menschen und Tieren tat er Gutes. Wer zu ihm kam um Wunderkräutlein erhielt eines, wenn er ihm versprach, über das, was er in der Almhütte gesehen hatte zu schweigen.

„Schweigst du nicht, so leidest du für mich“, sagte er immer, sobald man die Almhütte verließ.

Manchmal kam es vor, daß einer nicht schwieg. Dadurch wurde der Geist von der Buchaualm erlöst, dafür aber der vorlaute Mensch Almgeist und mit den gleichen Wunderkräften ausgestattet.

Das Rachnachtfeuer.

Wenn am Hl. Abend in den Bauernhäusern der Bauer die Räume beräucherte, erschien auf der Duraalm ein kleines Feuer. Vor der Hütte blieb es stehen und wurde etwas größer.

In der Nacht zog das Feuer den Zaun entlang um die Alm. Wurde es Mitternacht, wanderte das Lichtlein der Almhütte zu, schlüpfte durch ein Fenster in das Innere und blieb verschwunden bis auf den nächsten Tag, wo sich dieses Spiel wiederholte.

An jedem Rachnachtabend konnte man das gleiche Spiel dieses Feuerleins beobachten.

Am Vorabend von Dreikönig wurde das Feuer noch größer und man konnte deutlich ein Männlein darin sehen. Dies dauerte kurze Zeit und dann erlosch das Feuer.

Literatur der Volkskunde.

Kritische Bemerkungen zur zeitgemäßen Darstellung österreichischer Volkstrachten.

Von Arthur Haberlandt, Wien.

Unser Museum für Volkskunde sieht sich nun schon seit Jahr und Tag vor die Aufgabe gestellt, nach bestem Wissen und Gewissen diejenigen zu beraten, die ihrem eigenständigen deutschen Volkstum in Oesterreich auch in ihrer Kleidung zeit- und artgemäß sich verbunden zeigen wollen. Kräfte aus der Jugendbewegung hielten und halten den Sinn für das, was dem Landvolk die Tracht bedeutet wach und unsere Jugend gehabt sich nunmehr ebenso ansprechend und unverbildet darin. Es haben sich aber auch Mode und Kunstgewerbe ihrer als Vorbild bemächtigt und man ist beflissen zu solch stilisierter Aufmachung entsprechende Vorbilder und Beispiele beizubringen. Da haben wir um des Vertrauens willen, das der Volkskunde allweg entgegengebracht wird, uns unbefangen und unabhängig ein Urteil darüber zu bilden, was von der Darstellung, die unsere Volkstrachten dieserart von Künstlerhand erfahren, im Sinne ihrer Volkstümlichkeit zu halten ist.

Als oberster Leitsatz volksechter Gestaltung gilt uns, daß sie die Tracht dem Träger in Wesen und Haltung verbunden zeigen muß, wobei er sich persönlich einer geschlechterlang gepflegten Gemeinschaftsüberlieferung einordnet. Es tut nun eine kritische Betrachtung dessen not, inwieweit die in weitestem Ausmaß in Umlauf gesetzten Vorlagen und Bilderwerke der Gegenwart dem entsprechen! Sie soll denen ihr unverbildetes Gehaben bewahren helfen, die es angeboren und ererbt haben.

Freiweg muß ich dabei — seis auch als der Verfasser des Begleittextes — der „Sammlung österreichischer Trachtenbilder“, herausgegeben von der Schokoladefabrik Ph. Suchard A. G., Bludenz, Vorarlberg, in ihrer Anspruchslosigkeit als Werbealbum ein gutes Wort sagen. Die Reihe umfaßt bisher nicht weniger als 98 von Alfred H a g e l, Zeichenprofessor in Wien sorgfältig ausgewählte und unter Hintansetzung malerischer Effekte getreulich wiedergegebener Volkstrachten aus Salzburg, Kärnten, Tirol und Vorarlberg. Sie halten den Typus unserer Landbevölkerung in Gesichtszügen, Haltung und Gebärde natürlich und ungezwungen fest und bringen seine Erscheinung recht wohlansichtlich zur Geltung. Sehr schlicht volkstümliche Auffassung kennzeichnet ferner eine Reihe von 24 Aquarellen, die M a r t h a E. F o s s e l entworfen hat und mit Begleittext von Karl W o l f als ansprechendes Büchlein im Verlag Styria, Graz, Leipzig, Wien erscheinen ließ. Sie umfassen außer den österreichischen Alpenländern auch Südtirol, die Schweiz und Oberbayern. Die älteren Männerleut sind als ein zäher, sehniger Schlag gut gesehen, weniger gut gestellt sind die donauländischen Flachbauern und die nußbraunen Weibergesichter, schon gar die Mädeln sind leider allzusamt so gar nicht auf jene lebfrischen Typen abgestimmt, von denen nicht nur unser Volkslied kündet, sondern die allerorten in unserem Volk auch lebhaftig zu erschauen sind. Auch die vorwiegenden Brauntöne ihrer Kleidung (Rosental, Wachau, Braunau am Inn) hätten eine farbfrohere Abstimmung erfahren können. In den textlichen Erläuterungen hiezu erscheint dementsprechend kirchliche Geistigkeit doch wohl überbetont. Der allgemeine Teil behandelt die Tracht volkskundlich gewissenhaft unter dem Gesichtswinkel gesunder Volkstumspflege, einzelne nette Bemerkungen führen darüber hinaus in Umwelt und Lebenskreis des Volkes ein. Demgegenüber wirken 15 österreichische Volkstrachten nach Aquarellen von A. B l a s c h k e (Verlag R. Lechner, W. Müller, Wien I.) wiederum allzuflott; die Darstellungsweise des bewährten Theatermalers zeichnet sich übrigens durch besonders saubere, schneidermäßige Durcharbeitung aus und — verhehlen wir es nicht: in seiner Manier spiegelt sich eben etwas von dem auf festliche Schaustellung in der letzten Zeit überreichlich hingelenkten Gehaben, mit dem unser Volk heute in alter Tracht den Fremden zumeist entgegentritt. Die Gautypen sind bedachtsam ausgewählt.

Zwei neuere Erscheinungen sind ausdrücklich als V o r l a g e w e r k e für die Belebung der Tracht vermeint. So hat unter besonderer Anleitung Dr. J o s. R i n g l e r s vom Tiroler Volkskunstmuseum H e d i S c h e r e r 16 „Neue Tiroler Trachten“ festgelegt. (Herausgegeben vom Gewerbeförderungsinstitut der Tiroler Handelskammer, bei der Wagnerschen Hofbuchdruckerei, Innsbruck.) Dem entspricht die gewissenhafte und die geschmackvolle

Wiedergabe alles Wesentlichen durchaus, wobei eine überbetonte Stilisierung ihrer fesch dargestellten Träger und Trägerinnen vermieden ist. Noch klar-sichtiger im Hinblick darauf, wie auch Seelisches in ihrer Erscheinung art-gemäß zum Ausdruck kommt, gestaltete H. Reidinger aus V. Hammers Meisterschule kommend, Gruppenbilder mit insgesamt 16 „Zeitgemäßen Steirertrachten“ (Kommissionsverlag Styria, Graz), wenn auch die Haltung der Personen manchmal noch etwas schülerhaft steif ausgefallen ist. Schließlich sind „Trachtenbilder“ auch die mit besonderem künstlerischen Feingefühl entworfenen Porträtskizzen, mit denen C. Trgt. v. Blaas Bauern aus dem Salzkammergut festhielt; sie haben in einem geschmack-vollen Kalender der Buchdruckerei Gottl. Gistel, Wien 1937, Aufnahme ge-funden, auch in solcher Aufmachung der Selbstbescheidung der Künstler-schaft in guten alten Zeiten entsprechend. Halten wir dazu noch die Bilder, die E. Tony Angerer für ein bereits 1934 erschienenes Heft: Salzburg, sein Volk und seine Trachten (Verlag Oesterr. Kunst, Wien) beigesteuert hat, so ist alles aufgezählt, was mit sachgemäß künstlerischer Einfühlung in das Volkstum ohne dekorative Nebenzwecke gestaltet wurde. Eine Reihe burgenländischer Trachten, die die staatliche Volksbildungsstelle in Eisen-stadt demnächst der Oeffentlichkeit vorlegen wird, läßt in Text und einer von Prof. Schromm, Wien, mit unzwungener Schlichtheit gestalteten, sachlich gediegenen und sauberen Bilderreihe nach dem gewonnenen Augen-schein nur Gutes erwarten.

Eine Neuerscheinung „Tracht und Brauch in Oesterreich“ (Tyrolia-Verlag, Innsbruck), in der Fr. A. Perkonig alles Ueberlieferungsgut des Volkes mit religiös dichterischer Schau auszulegen unternimmt, hat gleich-falls auch Hedi Scherer mit einer Reihe von 28 farbigen Trachten-bildern ausgestattet. Sie lehnen sich für Tirol und Vorarlberg an die Motiv-tafelmanier an oder versuchen Spielzeugfigurenwerk aus alten Tagen daran erstehen zu lassen. Nicht just immer glücklich! „Die ganze Schönheit der Steirertracht“ vermag man aus dem so dargestellten schwärzlichen Gewimmel am Erzberg trotz der wohlmeinenden Begleitworte J. Ringlers nicht zu er-sehen, ebensowenig wird etwa die teigige Manier eines biedermeierlichen Vorbilds der spielerischen Schneid gerecht, die das Landvolk bei einem ober-österreichischen Ländler entwickelt. Am wenigsten aber wird der Volkspfleger der dekadent minniglichen Bauernpärchen aus unseren Alpenländern froh, die so gar nicht unserm Bauerntum entsprechen. Ihre femininen Gesichter lassen eher an ein Künstlerfest als Urbild denken. Das sei freiweg gesagt, denn die Künstlerin weiß, wo sie nicht ins Altväterische oder Neutönerische sich verliert, in viel netterer Unmittelbarkeit sich zurechtzufinden. Eine Reihe Bilder zeugen auch davon. Daß eine weltanschaulich gar zu sehr beflissene Künstlerschaft von der natürlichen Gebärde und maßvollen Haltung unseres Alpenvolkes abwegig wird, entnimmt man am zuverlässigsten der Reihe, 12 verschiedener Tiroler Trachten (Tiroler Kunstverlag Chizzali, Innsbruck) die in Farbphotographie hergestellt, Tirolergruppen in verschiedenen Landes-trachten, zum Teil in trefflicher, künstlerisch zu nennender Schau darbieten, so etwa die Mädchen aus dem Oberinntal, die durchs Kirchenportal schreiten. Selbst vor dem Photographen verharrt auch das junge Paar aus Osttirol oder die Gruppe der Zillertaler in einer ungezwungenen Ausdrucksamkeit seines

Wesens, das ihm von alten Geschlechtern her ererbt ist und das hochansehnliche Landpfleger wie gelahrte Forscher ehemals an ihm rühmten.

In einer — zeichnerisch von Begabung zeugenden — Stilisierung der „Trachten der Alpenländer“, die der Maler Taussig — ohne Namensnennung — mit 30 Gruppenbildern samt Text unternommen hat (Herbert Reichner-Verlag, Wien 1937), kommt demgegenüber eine jeder Volkstümlichkeit der Tracht durchaus artfremde Grundhaltung zum Ausdruck. Ein Puppenheim, in dem Hand in Hand mit der willkürlichen Farbtonung der Trachten ihre weibischen (!) Träger in uns wesensfremder Zurichtung und Aufschminkung aufscheinen. Der Volksforscher wie der Volkspfleger muß hier einen klaren und deutlichen Strich zwischen seinen Aufgaben und jenen Neigungen machen, die die Modekonjunktur und das „internationale Publikum“ dem Erbgut unseres Volkes entgegenbringen. Man kann nur wünschen, daß solche Aufmachung der letzte Schrei auswärtiger Modeinteressen sei und bleibe, ohne in unserer Heimat zur Wirklichkeit zu werden! Ich weiß mich in solcher Auffassung eines Sinnes mit den ernstesten Trachtenpflegern des In- und Auslandes. Auf die im „Heimatland“ erstmalig von R. Mucnjak gebotene Kritik des Buches, das die verfälschte und zurechtfrisierte Darstellung der Trachten Zug um Zug nachweist und der Befremdung der ideal um Heimat und Volk bemühten Trachtenpfleger und Jugendgruppen demgegenüber unverblümt Ausdruck gibt, schrieb Julie Heierli, die bekannte Herausgeberin des vorbildlichen Standardwerkes über die Volkstrachten der Schweiz (1922): „Vor kurzem schenkte mir eine Bekannte das Büchlein „Trachten der Alpenländer“. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, daß zu diesen „Helgen“ Stücke aus Museen verwendet worden seien. Heute sendet sie mir auch das Monatsheft „Heimatland“ vom April, worin ich Ihre Kritik (sie hat wie gesagt, R. Mucnjak zum Urheber) ersehe. Ich muß Ihnen hierfür sofort meine unbändige Freude kundgeben und meinen verbindlichsten Dank dafür aussprechen. Sie entspricht in allen Teilen genau der heutigen Trachtenbewegung der Schweiz“ „Sapienti sat!“

Wir stellen daher unentwegt die Forderung auf: man bleibe dessen auch in der künstlerischen Einstellung zur Volkstracht eingedenk, daß man unser Volk in seiner Tracht nicht zum „Riesenspielzeug“ der Mode umdeuten kann. Es ist keine äußerliche Zutat, wenn der feinfühlig und wahren Volkstum sehnuchtsvoll sich nähernde Konrad Mautner seine Aquarellbildchen und Skizzen etwa also beschriftet hat: „Der Gössler Wirt Mathias Köberl vulgo Veit und sein Weib Josepha um 1875“ oder „Anton Schweiger, Bauer und Jäger in Rohrmoos bei Schladming am Schießstand um 1860“. Nur die volle künstlerische Einfühlung in solch persönliches Gehaben läßt uns die einwandfreie künstlerische Darbietung der Tracht unseres Volkes erwarten und erhoffen.

* * *

Lothar Schreyer: Sinnbilder deutscher Volkskunst. 194 Seiten, 67 Abbildungen, 15 Tafeln. Hamburg, Hanseat. Verlags-Anst. 1936.

Das Buch hält insofern nicht, was der Titel verspricht, als es im wesentlichen Farbe, Form und Bewegung nach ihren Empfindungsqualitäten

abhandelt und es unternimmt, diese an Beispielen volkstümlicher Ueberlieferung sinnfällig zu machen. Hand in Hand damit geht der Nachweis ihrer Sinnggebung im Volk. Die Farbensprache des Volksliedes, wie der Schmuck- und Trauertrachten, die Sinnbildhaftigkeit von Licht und Glanz sind so ganz ansprechend gedeutet, dagegen wird man die Behandlung der geometrischen Grundgestalten wohl dem neuzeitlichen Aesthetizismus noch zu nahe finden: erst durch Behandlung der Schlüsselfiguren der Bauhütten fußt der Verfasser wieder auf überlieferten Gestaltbildungen. Sinnbildhaftigkeit von Pflanze, Tiergestalt und handelnden Gruppen, letztere vom Verfasser zu abstrakt als „Bewegungsgestalt“ erfaßt, müßte noch mehr aus dem Ueberlieferungsgut des Volkes erklärt werden, zur Erläuterung von Gebärden aus dem volkhafsten Empfinden heraus fallen feine Bemerkungen ab. So ist unsere Einstellung zu dem „zünftiger“ Gelehrsamkeit alten Stils sicher etwas befremdlichen Buch eine positive. Es gilt aber nun die Gegenwartschau der Empfindungsqualitäten im Sinne geschichtlicher Volkskunde zu vertiefen und an der überlieferten Farben- (und Blumen-)sprache, wie auch an manchem weltanschaulich gebundenen Vorstellungsgut teils zu bewähren teils auch richtigzustellen. Hervorzuheben ist die schöne Bilderreihe von brauchmäßig verwurzelten Volkskunstarbeiten, die tatsächlich als sinnbildliche Darstellungen zu gelten haben.

A. Haberlandt.

Die Martin Felmer Handschrift. Eine Darstellung der Geschichte und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen aus dem Jahre 1764. Herausgegeben von G. Brandsch. Quellen zur deutschen Volkskunde. Heft 5. Berlin, W. de Gruyter 1935. 171 Seiten.

Die vorliegende Schrift des wohlgelehrten Hermannstädter Stadtpfarrers M. F. weist noch erheblicheren Gehalt auf als der Titel ihn verheißt. Sie behandelt im geschichtlichen Abriß die Herkunftsfragen aller in Siebenbürgen wohnenden Völkerschaften mit ansehnlicher Belesenheit und Quellenkritik und wurde für die „Sächsische Nation“ vom Herausgeber durch Anmerkung des neuzeitlichen Schrifttums zu einer wertvollen Studiengrundlage ausgebaut; deutscher und andersvölkischer Volksboden ist Dorf um Dorf von Felmer festgelegt worden. Beachtliches bringt er auch für den Wortschatz der sächsischen Sprache bei. Auf wissenschaftlicher Höhe steht die vergleichende Behandlung des Trachtenwesens. Form und Zier der Manneshemden, der Stiefel, Schauben, Hauben, Borten, Hüllen, Flechtgürtel werden unter Beachtung von „Wörtern und Sachen“ der Trachtenscheinung in den deutschen Stammländern am Ausgang des Mittelalters und in der Neuzeit zugeordnet. Die Familienbräuche sind nur schlagwortartig behandelt, dagegen kann die Verknüpfung von Bräuchen im Jahreslauf mit solchen in binnendeutschem Leben der neuzeitlichen Erforschung des deutschen Ostens noch immer ein Beispiel sein. Mögen doch die im Text angeführten Bilder durch das Erscheinen des Buches noch der Vergessenheit entrissen werden können. Jos. Hanika fand in der Sammlung Lippenheide (Bücherei des Kunstgewerbemuseums Berlin), wie er mir mitteilte, eine einschlägige Trachtenbildergruppe aus Siebenbürgen.

A. Haberlandt.

Jahrbuch für Volksliedforschung IV. Im Auftrage des Deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von H. Mersmann, H. Schewe und E. Seemann herausgegeben von John Meier. — W. de Gruyter, Berlin 1934.

In einigen großen Aufsätzen spiegelt das Jahrbuch die Arbeit des Volksliedarchivs bei der Bearbeitung von Balladen für den erneuerten „Liederhort“ wider. So beschäftigt sich der Herausgeber in „Drei alten deutschen Balladen“ mit dem jüngeren Hildebrandslied, Ermenrichs Tod und dem Brembergerlied. W. Heiske berichtet über einen neuen Fund zum „Schloß in Oesterreich“, F. Quellmaltz untersucht die älteren Melodien zur Ballade von der „Frau von Weißenburg“. Oesterreich wird durch R. Zoder („Mehrstimmigkeit in der österreichischen Volksmusik“) und A. Kollitsch („Die verlorene Volkslieder-Handschrift Kopetschny's“) vertreten; über verlorene oder angeblich vorhanden gewesene Handschriften ähnlicher Art ließen sich allerdings ungezählte Druckseiten schreiben. Daher: rechtzeitige Sicherung von Volkslied-Nachlässen und Privatsammlungen durch öffentliche Sammlungen und Archive!

Jahrbuch für Volksliedforschung V. Mit Unterstützung von Erich Seemann herausgegeben von John Meier. W. de Gruyter, Berlin 1936.

Auch hier findet sich eine große Arbeit der beiden Herausgeber über die „Rheinbraut“ und über den „Grafen Friedrich“. Durch Einbeziehung der außerdeutschen, vornehmlich der nordischen Ueberlieferung wird das Untersuchungsfeld erweitert und mancher neue Gesichtspunkt gewonnen. — In einer Reihe „Allerhand“ folgen kleine Studien von J. Meier, darunter einiges zu Balladen. M. Pidal untersucht das Fortleben des Kudrungedichtes, M. Lang und H. Naumann betrachten die Balladengestalt Tannhäusers. J. Bolte verfolgt die Verbreitung des französischen Liedes „La Péronelle“, das in deutscher und niederländischer Umdichtung des 16. Jahrhunderts vorkommt. Der Volkstanz wird vertreten durch Hans v. d. Au in dem Aufsatz „Der Wechselhupf im Volkstanz der Landschaft Rheinfranken“. Eine vorzügliche musikalische Studie liefert W. Thust über das Besenbinderlied und seine Verzweigungen; in den Handschriften von 1819 (und früher) aus Oesterreich fänden sich zahlreiche Ergänzungen, hiezu, besonders an Sechstaktern. — Literaturübersichten und Besprechungen runden das Bild eifriger wissenschaftlicher Tätigkeit auf dem Gebiet des deutschen Volksliedes erfreulich ab.

Karl M. Klier.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Die Rauchstube eines alten Einheitshauses im Kitzbüheler Lande.

(Mit Abbildung 1—3.)

Von Arthur Haberlandt, Wien.

Rauchstuben außerhalb jenes Ostalpentales, der mit seinen Längs- und Durchbruchstätern nach Osten aufgeschlossen ist, sind auf seltene Vorkommnisse beschränkt¹⁾, wenn man etwa vom alten Pfleg- und Landgericht Werfen in Salzburg absieht, wo bereits L. H ü b n e r in seiner „Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstentumes Salzburg“ vom Jahre 1796 sie im Rückgang antraf. Er sagt darüber: „Die Bauernhäuser sind größtenteils ganz von Holz erbauet, ungeräumig und bei weitem nicht so säuberlich, wie im nahen Pinzgau. Man trifft in vielen noch die sogenannten Rauchstuben an, ein Mittelding zwischen Stube und Küche; außer einer Stube, welche mit einem Ofen versehen ist, befindet sich in den übrigen Kammern oder sogenannten Gwaltern kein Ofen.“ (S. 366.)

Im Nachstehenden soll jedoch nicht von diesen Rauchstuben die Rede sein, die eine gesonderte Darstellung wohl lohnen würden, da sie in kennzeichnender Durchbildung heute noch (von Arch. Ad. Klaar, Wien) im genannten Gebiet festgestellt und planmäßig aufgenommen werden konnten. Vielmehr sei hier der hauskundlich ebenso wie kulturgeographisch bemerkenswerte Einbau einer Rauchstube in ein mit allem Bedacht errichtetes Tiroler Einheitshaus tunlichst genau festgehalten, da es sich hiebei um eine ganz eigenartige Ausprägung dieses — in seinem Bestand noch gut erhaltenen — Raumes handelt. Der Antrag, den ganzen Bau unter Denkmalschutz zu stellen, wurde dementsprechend bei der Zentralstelle des Bundesministeriums für Unterricht bereits vor einiger Zeit eingebracht.

Das Haus, um das es sich handelt, steht am Hornweg in der Gemeinde Kitzbühel Land und findet seit geraumer Zeit bereits nur mehr als ein Nebengebäude (alt Nr. 77) auf dem Hofe des Goinger Bauern (Besitzerin Frau Koidl) Verwendung. Stallungen und Heuboden sind nach wie vor in Betrieb, dagegen dient der Wohnteil

¹⁾ V. G e r a m b : Die geographische Verbreitung und Dichte der ostalpinen Rauchstuben. Wiener Zeitschr. f. Volksk. 30 (1925), S. 38 ff. m. Karte.

als Werkzeug- und Wirtschaftsspeicher, um den ringsum Bretter und Scheitholz aufgeschlichtet sind. Dem verdankt er wohl die in der ganzen Gegend einzigartige Erhaltung der alten in das Blockwerk der Außenwände eingeschnittenen Fensterlücken.

Die Firstpfette des rundum (bis auf den Mauersockel des etwas eingetieften Stallteils) aus Blockwerk in zwei Geschoßen errichteten Baues trägt eingeschnitten die Jahreszahl 1737, in Uebereinstimmung auch mit der Formensprache des Holzwerks im Inneren (Treppensäule, Türgewände), das übrigens auch in der weiteren Umgebung an einem Werkgaden (Stöckelbau) beim Pöllhof im Reremoss ober Kirchberg i. T., der um die gleiche Zeit und von der gleichen Hand errichtet sein dürfte, eine schlagende Entsprechung hat.

Die Stämme sind vierkantig behauen und etwa 5:5 Zoll stark. Schon von außen fallen die etwa 10:10 Zoll im Geviert messenden altertümlichen Fensterlücken auf, die je zu zweit an der Vorder- und Seitenwand der links gelegenen Rauchstube (in etwa 150 cm innerer Bodenhöhe) angebracht sind; ihnen entsprechen die der rechts vom Hausgang befindlichen ehemaligen Kachelstube, deren alter Ofen leider schon abgetragen ist. Sie sind an der Vorderwand durch Holzschieber, die in einer versenkten Nut der Wandbalken liefen, zu verschließen gewesen. Außerdem besitzt die Rauchstube in der Mitte der äußeren Längswand ein 1.82 m über dem Boden angebrachtes Oberfenster, das etwa 12½ Zoll im Geviert mißt. Von einem gangartigen mit schiefrigen Platten gepflasterten Vorhaus gelangt man linksseitig vorn in die Rauchstube, dahinter in eine Kammer, rechtsseitig in die Kachelstube, — die Einheiz des Kachelofens mündet in einem Mauerstock auf den Hausgang hinaus, — dahinter liegt noch eine Selchküche und schließlich ein Gadenraum, der mir als Krautkammer bezeichnet wurde. Ueber eine Treppe betritt man vom Hausgang den etwa ½ m tiefer gelegenen Stallteil mit abgetrenntem Ochsenstall, Futterkammer usw. Darüber befindet sich mit Hochtenneinfahrt von der rechten Berglehne her zugänglich der Heuboden. Im Oberstock des Wohnteils, den man auf einer Wendeltreppe erreicht, finden sich Wohnkammern, darüber unter Dach gleichfalls Kammern; sie sind auf der Kachelstubenseite bis unter Dach offene „Gwaltern“ wie Hübner sagt, über der Rauchstube aber als Schüttboden und Werkgaden mit einer Decke versehen; sämtliche Holzteile sind noch erheblich vom Holzruß geschwärzt.

Alles in allem ist es ein richtiges Einheitshaus, das alle Baulichkeiten für Wohnung, Vieh und Wirtschaft einschließlich des Kornspeichers und Werkgadens in seinen Geschoßen bis unter Dach vereinigt, wobei außer dem Laubengang des Wohngeschoßes im ersten Stock auch im Dachstock noch — ableitbar von der Bauart selbständiger Kastenspeicher und Werkgadens, die im ganzen Pinzgau wie auch im Brixentale verbreitet sind — eine Hochlaube vor dem Schüttboden angebracht wurde. Diesem mit planvoller Einheitlichkeit errichteten Bau ist die Rauchstube, die Abb. 1—3 zeigt, eingepaßt. Dabei fallen nicht nur die Maße des Türstocks,

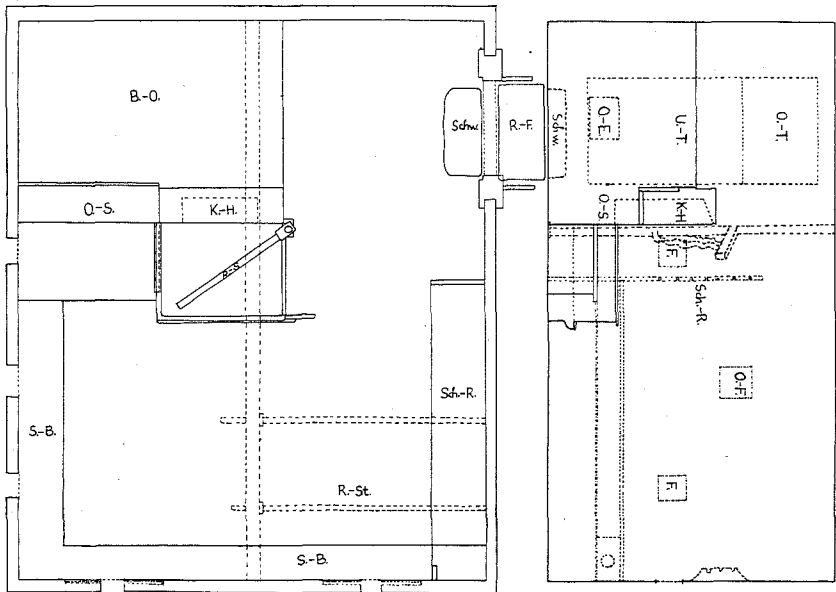


Abb. 1-3: RAUCHSTUBE, GOINGER BAUER, KITZBÜHEL (Grundriss und Schnitte).

R-F: Rauchfang, O-T: Ober- u. Untertür
Schw: Schwellkatz, Sch-R: Schüsselrem
R-St: Räucherstangen, S-B: Sitzbank
O-S: Ofensitz, K-H: Kobelfeuer, H-T: Herd-Truhe
B-O: Baukasten, O-E: Ofen-Einzel, R-S: Reib-Säule
F: Fenster, Of: Ober-Fenster

dessen zierlich abgefaste Säulen oder Pfosten nicht weniger als 9 Zoll oder etwa 24 cm stark und 12 Zoll (34 cm) breit sind, auf, sondern ebenso die Abmessungen der 2.25 m hohen Tür (mit einer abgeteilt 75 cm hohen Obertür und 1.06 m breiter Oeffnung) und des ganzen Raumes, der nicht weniger als 3 m hoch, 5.65 m lang und 4.72 m breit ist. Die Türschwelle ist gegen den Raum zu 40 cm hoch, man steigt mittels eines 18 cm hohen und etwa 40 cm breiten Holzklotzes auf den gebretterten Fußboden der Stube hinab. Der Vorder- und Außenwand bis zum Sitzwinkel des Herdofens laufen Sitzbänke entlang, an der Wand zum Hausgang ist eine mächtige Rem für Schüsseln angebracht, die in die Falze eingeschobenen Stellbretter fehlen bereits; die profilierte Backe nächst dem Herd weist — entsprechend der „Gack“ genannten Vorrichtung (zu lat. coquere) in alten Küchen — Einschnitte zum Einklemmen der langgestielten Eisenpfannen für Milch und Mus auf. Der Herd selbst ist truhenartig mit starken Holzbrettern verschalt, die Schalung verjüngt sich nach unten hin um ein wenig und sitzt auf etwa 28 cm hohen Bohlen, die nach der Tiefe hin laufen, auf; zur Rechten besitzt das vordere Schalbrett einen Ansatz, der hier an ein die Herdfläche fortsetzendes Auflagebrett denken läßt, das aber bereits fehlt. In der rechten hinteren Ecke der Herdfläche stand bis zur Decke reichend die mächtige „Reibsäuln“ mit barock profilierter kräftiger Strebe zum ebensolchen Schwingarm. Hinter der Herdfläche ragt ein den Kobelherden im Gebiet der Großarler Rauchstubenhäuser entsprechender Nischenbau über die Fläche des dem Herd angelagerten Backofens mit seiner mächtigen Liegeplattform auf. Dieser rund 150 cm hohe Backofen besitzt eine etwa 40 cm über dem Boden gelegene Heizöffnung, die gegen die Türe zu gerichtet ist. Die Plattform ist etwa 1.67 m breit und 2.68 m gegen die Außenwand hin lang. Zu erreichen ist sie über einen Stufenbau links vom Herd, dessen erster Absatz 51 cm hoch und mit einem 78.5 cm breiten Sitzbrett versehen ist; der nächste Absatz ist 46 cm hoch, gleichfalls mit Sitzbrett und einem 28 cm hohen Schalbrett als Rückenlehne ausgestattet. Die Breite des unteren Absatzes erklärt sich daraus, daß hinter den hier Sitzenden die Füße der oberhalb ausruhenden Leute Platz finden mußten. Der Rauch von Herd und Backofen wurde durch ein Gestänge an der Decke nächst der Schüsselrem nutzbar gemacht und mochte durch das Oberfenster in Mannshöhe entweichen, wenn er sich allzu dick sammelte; seinen vorbestimmten Abzug hatte er durch einen über die Tür-

öffnung mit profilierten Seitenteilen etwas herabreichenden Bretterschlot im Hausgang, der bis über das Dach reichte.

Alles in allem ist dies eine richtige Rauchstube, deren Einrichtung als ein Koch- und Tagraum wohl jenen Gesindestuben entspricht, die als selbständiger Bau auf einem Hof im Bayrischen den Namen Turneiz (aus westslaw. *dvornica* = Hofstube) führten²⁾.

Die ansehnlichen Kochbehelfe, die riesige Schüsselrem, die umlaufenden Bänke lassen ebenso den Schluß auf eine größere Gemeinschaft in diesem Raume zu wie der „kunst“volle Stufenbau der Höll, die zum geruhsamen Sitzen und Liegen bei und auf der Ofenplattform bestimmt ist. Sie vergleicht sich Zug um Zug der sogenannten „Kunst“ der Schweizer Ofenaufbauten, die im alemannischen Teil Vorarlbergs bis in die walserischen Bergtäler reichen³⁾. Andererseits kann kein Zweifel darüber bestehen, daß es sich um eine regelrechte Rauchstube handelt, wenn auch der Backofen nicht wie in den kleineren Wirtschaften mit Rauchstuben wie teilweise in Kärnten als ein kleinerer Wölbbau an die Herdfläche angeschlossen oder auf sie aufgesetzt ist. Ein solcher mächtiger Mauerstock für Herd und Backofen gemahnt vielmehr an die Kücheneinrichtung, die allem Erwarten nach in Südtirol außer für das Kastell Thun bei Vigo im Nonsberg, westlich von Salurn, auch anderwärts zu belegen sein wird⁴⁾. Nach einem Lichtbild aus der Vorkriegszeit stand in der Küche dort ein Tischherd mit Marmoreinfassung (ganz wie in Nordtirol) so nahe dem die Ecke des Raumes einnehmenden Backofen, dessen Einschuböffnung über der Herdfläche mündete, daß ein mächtiger viereckiger Kaminhut den Rauch von beiden aufnahm. Welches ist der Ursprung einer derartigen Heizanlage, die zwei ganz selbständige Heizkörper zu vereinigen unternimmt? Auch in dieser Hauslandschaft ist als volkstümlicher Bau eine sogenannte „Badstube“ „stupha“ bezeugt, wovon der Italiener Savonarola († 1462) aus seiner ärztlichen Praxis also berichtet: „Hunc autem locum quammaxime septentrionales frequentant, Italique quorum habitatio illis propinqua est,

²⁾ A. Schmeidler: Bayerisches Wörterbuch (Stuttgart 1827), I., Seite 398 f.

³⁾ J. Hunziker: Das Schweizerhaus in seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Aarau 1900—1910, IV, Seite 126; VI, Seite 33, 41 f. — G. Baumeister: Das Bauernhaus des Walgaus und der walserischen Bergtäler Vorarlbergs. (München 1913), Seite 56, 122 f.

⁴⁾ Lichtbildaufnahme von Konr. Heller am Mus. f. Volksk. in Wien.

Tridentini, Feltrenses, Foroiulani — nam hyemali tempore eius locus est veluti continua statio(!) neque id cupiunt ut sanentur, sed ut frigoris rabiem fugiant⁵⁾). Es gab also im ganzen Bereich des Trentino, in Feltre und Friaul im Mittelalter eine Art Hofstuben, die als Werkgaden anzusprechen sind. All dem hat das Streben der Bajuwaren, ihrem alten Haupthaus gemäß zu einem Einheitsbau zu gelangen, ein Ende gemacht. Die Heizeinrichtungen solcher Rauchstuben wurden darein entweder einbezogen oder sie wurden durch die oberdeutsche Küchen-Stubeneinteilung überholt, wie das bei den tirolisch-salzburgischen Einheitsbauten die Regel ist. Im Kitzbüheler Lande und im nachbarlichen Pinzgau besitzen die großräumigen Einheitshäuser demgemäß ein besonders stattliches Küchengewölbe; ein oft mehr als 2:2 m im Geviert messender tischhoher Herd mit Einfassung aus Untersberger Marmor steht frei im Raum, der Backofen wird außerhalb des Hauses als ein selbständiger kleiner Bau aufgeführt oder einem stockhohen Werkgaden eingepaßt. Im Jahre 1755 wurde auf dem Goinger-Gut das heutige Haupthaus als ein besonders ansehnliches Küchenstubenhaus errichtet, — ihm gegenüber steht eine kleine Backofenhütte und ein Werkgaden — nachdem bereits 1752 nach dem Ausweis der Jahreszahl auf der Firstpfette ein selbständiger Tennstadel erstellt worden war. In dem Einheitsbau von 1737, der die Rauchstube enthält, haben wir eine seltene Spätform einer Bauart zu sehen, die in etwas anderer Ausbildung auch im Werfener Bezirk im Salzburgischen wiederkehrt und wohl hauptsächlich auf Bauordnungen und Bauverbote hin, die die Salzburger Landesherren in der Neuzeit mehrfach erließen, abgeschafft wurde. Sehr bemerkenswert ist, daß die Kitzbüheler Rauchstube nicht etwa eine Kümmerform vorstellt. Im Gegenteil: in ihren Ausmaßen entspricht sie einem „Saal“ und läßt auch an die von Ulrich Campell um 1570 in Rhätien erwähnten „Wintersäle“ denken, wenn auch diese mit „Hypokausten“, d. h., Hinterladeröfen ausgestattet waren⁶⁾). Durch die Ofensitz-Einrichtung reiht sich unser Raum gleichfalls diesem westlich-süddeutschen Formenkreis an. Die Kobelnische des Herdes stellt in den bajuwarisch besiedelten Ostalpen eine Altform vor, die sich vor allem in den Astensiedlungen, den ursprünglich nur zeitweilig bewohnten Berghäusern Salzburgs und Nordtirols ver-

⁵⁾ G. Zappert: Archiv f. Kunde österreichischer Geschichtsquellen, 21 (Innsbruck 1859), Seite 70, Anm. 178.

⁶⁾ Hunziker: a. a. O. III, 328.

einzelnt noch erhalten hat. Wie K. Fiala feststellte⁷⁾, ist sie ursprünglich eine Art Flammenschutz und Rauchführung gewesen, die man an dem mittlings freistehenden Herd gegen die Wetterseite des Hauses zu errichtet hat, wo in der Hauswand auch keine Fenster angebracht waren. Bei Dauerbewohnung genügte die einfache Herdfeuerung nicht und es wurde ein Backofen dem Kobelherd angebaut. Je nach der erreichten Durchbildung der einzelnen Heizkörper ist es demgemäß landschaftlich zu recht verschiedenartigen Rauchstubeneinrichtungen gekommen, wie dies ja auch für die Gegend von Stams sinngemäß zu gelten hat⁸⁾. Für das Innviertel führt uns der „Meier Helmbrecht“ in der Zeit um 1250 die damals wohl typische Rauchstubeneinrichtung vor Augen. Die Tochter holt für den heimgekehrten jungen Helmbrecht Polster und Kissen aus der Kammer „daz wart im under den arm gelegt ûf einen oven warm“. Nach dem üppigen Hochzeitsmahl der Gotelind bjetet der Ofen den Spießgesellen ein Versteck, „der in den oven nicht entran der slouf under die banc“. Die abenteuernden Gesellen damaliger Zeit „sitzen bî dem oven zuo der want“ oder es heißt „ûf dem oven er gesâz“. Auch wiesen im Alpenraum nach der Mâr von Schretel die Backhäuser neben dem „bachoven“ einen Herd und Bänke zum Schlafen auf⁹⁾. Die Kitzbüheler Rauchstube ist ein Zeugnis für ihre eigentümliche Durchbildung in dem von Grund auf deutschen Einheitsbau, der im Inn- und Salzachgebiet aus dem altbajuwarischen Haupthaus gestaltet wurde¹⁰⁾. Alle diese Altformen sind größtenteils schon verschwunden und auch auf dem Astberg, hinter Reith bei Kitzbühel sind die letzten alten Einrichtungen in den Häusern, wie ich mich durch mehrere Sommer überzeugen konnte, in den letzten Jahren beseitigt worden. Es scheint darum die Erhaltung eines noch in seinem wesentlichen Bestand auf unsere Zeit gekommenen Hauses von besonderer Wichtigkeit. Nicht minder wäre es angebracht, die Art des Einbaus von Rauchstuben in den innerösterreichischen Hofbauten insbesondere in Osttirol und Kärnten¹¹⁾ durch eine sachgemäße Bestandaufnahme so weit als noch möglich festzulegen.

⁷⁾ Salzburger Museumsblätter, 4. Jahrg. (1925), Seite 1 f. — Aufnahmen von Dr. ing. arch. Fr. Pichler in Klagenfurt.

⁸⁾ Geramb a. a. O., Seite 63 ff.

⁹⁾ M. Heyne: Das deutsche Wohnungswesen, Leipzig 1903, S. 171.

¹⁰⁾ A. Haberlandt im Jahrbuch f. histor. Volkskunde III/IV (Berlin 1934), Seite 23 ff.

¹¹⁾ G. Graber: Volksleben in Kärnten. Graz 1934, Seite 95 ff.

Burschenbrauchtum um Martini.

Von Anton Schipflinger, Hopfgarten.

Um Martini (11. November) sind die Aelppler schon einige Zeit daheim und man will nun wissen, wer „Hagmoar“ ist. Den Martinitag, mancherorts den Kirchtag und den Nachkirchtag, hat man ausersehen, zum Austragen der Hagmoarschaft. Tage davor werden die Kraftproben abgehalten. Jeder Berg, jede Gemeinde führt auf einen geeigneten Platz die Kraftspiele aus. Die Besten von einer Gemeinde kommen dann am Martinitag in einem dazu ausersehenen Ort zusammen, z. B. die Brixentaler kamen früher in Brixen zusammen, denn dort war Viehmarkt; das war die günstigste Gelegenheit für die Zuschauer.

Einiges über die Kraftspiele. Es kann jeder ledige Bursche mittun. Ob er fähig ist an den Hagmoarschaften mitzutun, wird nun erprobt. Man hat einen eigenen Stein, den „Maschtini“- oder „Hagmoarstoan“. Wer über diesen Stein springt, kann zu den Austragungen der Hagmoarschaften gehen, wer nicht „schea“ darüber kommt ist ein „g'heba (gehobener) Hagmoar“. Verschieden sind die Regeln, die zu diesem Springen angewendet werden. Doch wird es meistens nicht so genau genommen. Mancherorts gilt das Springen über Zäune, das „Zaunhupf'n“ als Kraftprobe. Von Steinen oder Zäunen springen gilt beim Volke wenig.

Wer die Kraftprobe gut überstanden hat, kann sich einkaufen. Einen Gulden nach altem Gelde mußte jeder in Geldeswert leisten. Das Geld muß auf einen Tisch gelegt werden und der Erleger muß dem Spielleiter versprechen, nach der alten Spielregel zu spielen, d. i. ohne Waffe, mit wirchenem (Bauernleinen) Hemd und Hose, sowie ohne Schuhe.

Ist das Spiel zu Ende und weiß man den Hagmoar, so wird dieser von den Leuten, besonders von den Zuschauern aus seiner Gemeinde, umjubelt.

Abends wird beim Wirt — ein solcher stellt meistens den Platz zur Verfügung — ein lustiger Tanz veranstaltet zu Ehren des Hagmoars. Auch gibt es Raufereien unter den Teilnehmern.

Auch das „Almafahr'n“ trifft abends. Es gesellen sich mehrere Burschen zusammen und besingen die Mißgeschicke, welche ihre Mitmenschen im vergangenen Sommer hatten. Natürlich endet das „Almafahr'n“ sehr oft mit blutigen Raufereien, besonders, wenn zwei Gruppen zusammenkommen.

Der Atlas der deutschen Volkskunde.

Nach jahrelanger Bemühung um Sichtung und Darstellung des ungeheuren Stoffes, der aus der Beantwortung von 250 Fragen durch mehr als 25.000 Gewährsmänner auf deutschem Volksboden sich ergab, tritt nun der Atlas der deutschen Volkskunde als ein wirkliches Kartenwerk ins Leben. 21 Karten einer ersten Lieferung liegen bereits vor, eine zweite soll noch vor Weihnachten nachfolgen; das gesamte Werk wird — als Ausschnitt der wesentlichsten Ergebnisse rund 150 Karten in 6 Lieferungen umfassen, die binnen zwei Jahren erscheinen. Was in den Kartenbildern bisher geboten wird, hält allen kritischen Anforderungen an Zuverlässigkeit der Wiedergabe stand. Diese Genauigkeit wird durch Angaben und Hinweise zum richtigen Lesen der Karten unterstützt werden, — die ungemein deutliche Zeichengebung macht es fast überflüssig; ein übersichtlich gearbeitetes Ortsverzeichnis läßt jede Angabe der im Maßstab von 1 : 2,000.000 mit Flußnetz und den wichtigsten Städten veranlagten Karte auf den betreffenden Belegort zurückbeziehen.

Aus dem weit gedehnten gesamtdeutschen Fragennetz wurden dabei vorläufig rund 23.000 Belegorte auf dem geschlossenen deutschen Volksboden im Deutschen Reich, Oesterreich und der Tschechoslowakei berücksichtigt, aus denen ein ausgeglichenes Bild der Verbreitung von Kulturerscheinungen gewonnen werden konnte, die in der Volksüberlieferung seit alters Platz haben und oft auch landschaftlich kennzeichnende Prägung aufweisen. Die eindrucksamste Gruppe der bisherigen Kartendarstellungen ist vielleicht die der einzelnen Wochentage als Glücks- und Unglückstage, so wie sie landschaftlich in höchst beachtlicher Aufgliederung auf deutschem Volksboden bei Hochzeit, Arbeitsbeginn usw. noch in Geltung sind. Sehr aufschlußreich für die bodenständige Gestaltung und Sinngebung, die das Volk allem Saggut örtlich zuteil werden läßt, sind die Kartenbilder vom „Mann im Mond“, den Lasten, die er trägt, oder Arbeiten die er da und dort nach heimatlichem Brauch zu verrichten hat, ebenso über andere Wesen im Mond, ferner über die Gestalten und Tiere, die als Kinderbringer gelten. Die Verbreitung altüberlieferter Volksfeste und -spiele und neuerer Beziehungen etwa des Muttertages sei besonders den Volksbildnern zu bedacht-samer Betrachtung anheimgegeben. Mit Recht weist die Einleitung

zum Atlas darauf hin, daß sich in der Zusammenlegung der Einzelergebnisse auch eine Zusammenschau für den Heimatforscher ergibt; darüber hinaus läßt es jeden die Verbundenheit erfassen, in der jeder unserer Lebenskreise zum gesamtdeutschen Volkstum steht. In diesem Sinn darf auch eine ergänzende Zusammenfassung der Ergebnisse für das Auslandsdeutschtum in seiner weiten Ausbreitung über den geschlossenen Volksboden hinaus erwartet werden.

So wird den langjährigen Gewährsmännern und Mitarbeitern am Atlas in ihren vielen, vielen Heimattorten zugleich mit dem besonderen Dank, der uns in den Sammelstellen beseelt, in der Tat auch ein ertragreiches Ergebnis ihrer Mühewaltung dargetan.

Die Karten läßt die Landesleitung Wien, wie unter einem mitgeteilt sei, am Museum für Volkskunde zur allgemeinen Benützung für die Mitarbeiter am Atlas der deutschen Volkskunde in der Besuchszeit aufliegen und wird nach Tunlichkeit auch für eine weitergehende Benützungsmöglichkeit Sorge tragen. Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften in weiterem Umkreis wird sich wohl der Ankauf dieses grundlegenden Werkes empfehlen, das mit einem Preis für Mk 3.80 je Lieferung wohl erschwinglich erscheint. Wird die Arbeitsgrundlage jeder heimatkundlichen Forschung dadurch doch erheblich verbreitert. Schon knüpfen zu dem an den Atlas auch örtlich besondere Fragestellungen an. Durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft ist damit ein Werk der Volkskunde Wirklichkeit geworden, wie es bisher kein anderes Volk in Europa aufzuweisen hat!

A. Haberlandt.

Rundfrage über die Zwölftegestalten.

Hans Jörg Koch in Wuppertal-Oberbarmen hat diese Umfrage angeregt um die Gestalten des deutschen Volksglaubens in der Zeit der 12 Nächte (Seelenführer, wilde Heer, Frau Percht oder Lucia) in ihrer kultur-geographischen Verbreitung festzulegen, da sich diese mit alten Kultur- und Stammesgrenzen zu decken scheinen, die weit in die Vorzeit hinaufreichen.

Im Nachstehenden legt die Landesstelle Niederösterreich des Atlas der Deutschen Volkskunde Stichproben aus der Beantwortung vor, die von der Lehrerschaft in besonders sachkundiger Art aufgenommen wurde. Das Gesamtergebnis einer volkskundlich vertieften Erfassung dieser Erscheinungen kann nicht ausbleiben und wird auch der Heimatkunde zugute kommen.

Weitere Angaben dieser Art auch aus anderen Bundesländern Oesterreichs, insbesondere aus dem Burgenlande und seinen Grenzgebieten, wären sehr erwünscht!

Die Schulleitung in Markt Aschbach bei Amstetten, N.-Oe., schreibt über die Frage:

Welche dämonischen Gestalten kennt man in der Weihnachts- und Fastenzeit (z. B. Luzia, Pudlmutter, Semper, Stampa) und wie ist ihr Auftreten und ihre Erscheinung gedacht?

„Pudlmutter, Fuchtelmänner, Hafergeiß, Waschelmann, Hörndlbauerpeter, Thomasniggl, das „Graue Weibi“.

Pudlmutter: Altes Weib, mager, zerzauste Haare, Buckelkorb mit gedörrten Früchten, langes schmutziges Kleid. — **Fuchtelmänner:** Schwarze Gestalten im Wald (Sumpf), klein, mit Laterne. — **Hafergeiß:** Dürre lange Geiß mit langer Schnauze und nach vorn gebogenen Hörnern. — **Waschelmann:** alter bärtiger Mann, zerschlossene Kleider, Buckelkorb; Zähne lang und vorstehend, hat langen Stock mit Haken. Schreckgespenst für Kinder, die nicht folgen oder essen wollen; er trägt die Kinder zum Bach und taucht sie unter. — **Hörndlbauerpeter:** Krampus. — **Thomasniggl:** dem Nikolaus ähnlich in der Kleidung, jedoch im Auftreten wie der Krampus gefürchtet, reitet auch hie und da auf der Hafergeiß daher. — Das „Graue Weibi“: Aschgrau gekleidet, stark gebückt, fast kriechend kommt es daher mit starkem Höcker; starke Zähne (Hauer) und Schnurrbart und eine lange, aufgebogene Nase hat es. Es wird gerufen, wenn die Kinder schlimm sind.“

Weiters auf die Frage:

Mit welchen Gestalten droht man unartigen Kindern, daß sie an ihnen grausige Leibesstrafen vollziehen würden (Bauchaufschneiden, Sohlen aufschneiden usw.) und wie stellt man sich den genauen Vollzug dieser Strafen vor (z. B. Bauch aufschneiden, mit Mist füllen und wieder zunähen usw.?)

„Graues Weibi: Zwickt (beißt) mit den Hauern, schneidet die Ohren ein. Sonst nichts bekannt!“

Herr Lehrer Jos. Bründl im Waldamt (Post Ybbsitz) sammelte eine ganze Reihe Angaben über die Berscht, die manchmal mit 12 (!) „Zodawaschn“ in der Nacht vor dem Hl. Dreikönigstag umgeht und der eine Schüssel Milch mit eingetauchten Löffeln (zum Losen) vorgesetzt wird. Es darf in der Feistruhlnacht nicht gesponnen werden. Auch muß die Tenne aufgeräumt sein. „Wo das nicht der Fall ist, erscheint die Berscht dem Schuldigen und stellt ihn zur Rede:

Hättst ma n Tenne kirscht,
so war i vorbei birscht
und weist n net host kirscht
sa bin i net vorbei birscht.

(Angaben nach einem 12jährigen Mädchen, das den Spruch von seinem noch lebenden Großvater, Ausnehmer im Hause Hochrechberg, Zogelsgraben 14, Gemeinde Waldamt, gehört hat.)

Die vorstehenden Angaben stammen von Schulkindern aus den Häusern im Zogelsgraben und dem obersten Tal der Kl. Erlaf.

Im Lebenskreis der Weinbauer fehlt die Gestalt anscheinend gänzlich, daß aber auch anscheinend „ausgeräumte“ Ackerbauergegenden nahe Wien den Brauch weitergebildet haben, lehrt die Einsendung von Oberlehrer F. Seidl aus Zwerndorf a. d. March. Dort besteht, wenn auch nur mehr vereinzelt der Brauch, daß zu Lucia (13. Dezember) eine weißgekleidete Frau umgeht. „In der Hand trägt sie eine Kerze und ein Kreuz; um den Hals hat sie einen Rosenkranz. Sie geht in die Häuser und findet sie in den Zimmern Schmutz, dann bekommen die Mädchen mit einem Kochlöffel, den Lucia auch mitträgt, Schläge. Das Kreuz müssen die Kinder küssen. Ist es rein im Hause, bekommen die Mädchen Schokolade, Zuckerln oder Nüsse.“

Einschlägige Volkssagen aus Pöchlarn folgen im nächsten Heft!

Literatur der Volkskunde.

In der Reihe „Deutsches Volkstum“, herausgegeben von **John Meier** (Berlin, bei W. de Gruyter), sind bisher erschienen:

Fr. Pfister: Bd. 4. Deutsches Volkstum in Glauben und Aberglauben. 161 Seiten, 1936.

Eine gedanklich sehr saubere und klare Einführung in die wissenschaftliche Betrachtung von Religion und Volksglauben. Die volkstümlichen Vorstellungskreise im Hinblick auf göttliche Personen und Kräfte, Sinngebung ihrer Verehrung sowie brauchmäßiger Handlungen aus der Ueberlieferungswelt sind übersichtlich herausgearbeitet. Kennzeichnende Beispiele erläutern ihre Bedeutsamkeit. Zur Darstellung altgermanischer Religion ist die Heranziehung deutschen Volksglaubens wohl etwas mager ausgefallen; es kämen da vor allem die Vorarbeiten U. Jahns und H. Pfannenschmids — mehr als die W. Mannhardts — in Betracht. Ueber die Anführung der orientalischnorditalienischen Einflüsse auf das religiöse Leben, zumal des Mittelalters hinaus, rundet sich das Buch zu einer Grundlegung durch eine geschichtliche Ueberschau über das Wesen der Ausbreitung des Christentums im germanischen Raum und eine in sechs Punkten zusammengefaßte Auseinandersetzung der weltanschaulichen Unterschiede zwischen gestifteter Christenlehre und Kirche und den arteigenen Grundkräften germanisch-deutschen Volksglaubens, die hiebei in Erscheinung treten.

Paul Geiger: Bd. 5. Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch. 226 Seiten, 1936.

Geiger eröffnet einleitend den Begriffsgehalt von Sitte und Brauch, betont weiter das formvolle und formelhafte Beharren der Ueberlieferung und führt die Gemeinschaften an, die Träger des Brauchtums sind. Hiebei hätten die eigenwüchsigen Lebenskreise, die seinen Sinngehalt und seine landschaftliche Besonderung bestimmen, wohl eine etwas schärfere Herausarbeitung erfahren können. Recht ansprechend wird der Wesenskern deutschen Brauchtums in der Gestaltung von Wettlauf, Kampf, Tanz, Umzug, Essen — besser wohl festlichem Mahl! — Gebrauch von Wasser, Feuer — besser Reinigung! — und anderem gekennzeichnet. Was die Bedeutsamkeit der Bräuche angeht, möchte Referent bei aller Anerkennung des Erforder-

nisses nüchtern wissenschaftlicher Betrachtung, wie sie der Verfasser in ziemlich skeptischer Auffassung vertritt, — der Volksglaube an den Donnerstag als Gewittertag wird von der Begehung der Fronleichnamfeier an diesem Tag abgeleitet, der Storch wäre zum Kinderbringer geworden, weil die Neugeborenen froschgestaltig vorgestellt würden — die Notwendigkeit betonen, jene Erkenntnisrichtung zu verfolgen, die sich um die sinngemäße Einordnung des überlieferten Brauchtums in die germanische Weltanschauung — wie schon zu J. Grimms Zeiten — bemüht. In dieser Hinsicht bildet Hans Strobel's nun schon in zweiter Auflage vorliegende Arbeit: „Bauernbrauch im Jahreslauf“, mit schönen Bildern (bei Koehler und Amelang, Leipzig) eine zukunftsweisende Ergänzung des vorliegenden Grundrisses in der seelenkundlichen wie auch kulturgeschichtlichen Erfassung des Volkstums.

Ad. Helbok: Bd. 6. Haus und Siedlung. **Heinrich Marzell:** Garten und Pflanzen. 154 Seiten, 82 Abbildungen, 48 Tafeln.

Helbok führt auf Grund der Formenlehre der neueren Hausforschung in das Werden mitteldeutscher Gehöftebildung von der Vorzeit her ein, umreißt die Ausbildung des Großhauses aus einer alten gemeinsamen Sippenwohnung (?) zum Wohnstallbau, merkt weiters einen Entwicklungsablauf an, der vom Pfahlbausystem zum gestelzten Haus und Stockbau führt und betrachtet schließlich die Ausformung — oder Einordnung? — der Baulichkeiten des Zwiehofs in ein Einheitshaus in Oberdeutschland. Manches wäre in dieser grundlegenden Ueberschau deutschen Bauens noch einzufügen, da und dort auch etwas auszugleichen; jedenfalls ist damit zu der Aufgliederung der deutschen Hauslandschaften ein förderlicher Weg gewiesen. Den von Kl. Thiede mit bewährter Sachkenntnis zusammengestellten Bildern wäre ob ihrer Aufteilung im Text ein Abbildungsverzeichnis zugute gekommen. Der zweite Teil bietet eine gehaltvolle Uebersicht über landschaftliche Schichtung, Anlageform und Ausbau der deutschen Siedlungen, die Helbok an ihren Ursprüngen im Volkslande mit der altgermanischen Sippenentfaltung noch als verknüpft ansieht. Für den Osten werden Beispiele vor allem aus der gründlich durchforschten Siedellandschaft Obersachsens im Umkreis von Leipzig herangezogen. H. Marzell bietet mit bewährtem Wissen einen Ueberblick über die Anreicherung bäuerlicher Gärtnerei durch mittelländische Pflanzkultur; dem Gedanken deutschen Volkstums folgend hätten wir nun aber auch den Wunsch nach einer Hervorhebung der alt-einheimischen Suche und Pflege von Wurz- und Heilkräutern, so wie etwa A. Maurizio ausgehend von der Pflanzenkost eine solche natur- und kulturwissenschaftliche Grundlage für die Erfassung des bodenständigen Erfahrungsschatzes in den unterschiedlichen Volkslandschaften Europas bereits geschaffen hat.

A. Haberlandt.

Kl. Thiede: Das Erbe germanischer Baukunst im bäuerlichen Hausbau. 152 Seiten mit 150 Bildern, 12 Grundrissen und einer Karte, Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 1936.

Die mit besonders schönen Bildern ausgestattete Arbeit bietet nicht nur in den ausführlichen Erläuterungen hiezu, sondern auch in den knappen Ausführungen des Textes eine gediegene Zusammenfassung dessen, was die neuere Hausforschung über den Fortbestand altgermanischen Bauwesens

im Speicherbau, der Ausbildung des Laubenhauses, Zwiehofanlagen und Einheitsbauten in den unterschiedlichen Landschafts- und Stammesgebieten des deutschen Volkes auszusagen weiß und auf welche Erwägungen und Quellen sie sich dabei stützt.

A. Haberlandt.

W. Ebert: Ländliche Siedelformen im deutschen Osten. Im Auftrage der Landesgeschichtlichen Institute herausgegeben von R. Kötschke. 74 Seiten mit 35 Kartenbildern auf 23 Tafeln. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, 1936.

Gewissenhafte Erhebungen und quellenkundliche Vorarbeiten haben zu dieser besonders begrüßenswerten Grundlegung einer Siedlungstypologie für den deutschen Osten geführt. Die ausgewählten Planformen können in der Tat den Anspruch erheben, als Grundlage für die Darstellung des Siedlungswesens Landschaft um Landschaft zu dienen. Sinngemäße Ergänzungen für den Donauosten werden sich unschwer vornehmen lassen, so für die Ausbildung des Schachbrettdorfes: den Platzdorfbildungen kann hier die mehr umweltbedingte Anlage auf Angergrund beigeordnet werden. Vor allem schafft die Arbeit in gewissenhafter Ueberprüfung Klarheit über die wechselvolle Zuordnung von Flurformen zu den Ortsanlagen und spaltet Sammelbegriffe, wie „Weiler“ oder „Dorf“ sie nun eben vorstellen, auch nach den Daseinsbedingungen derselben auf (Gutsweiler, Werkweiler, Weiler aus Einzelhöfen u. dergl.). Erst dadurch wird ihr Werdegang verständlich, was zumal für die Uebertragung deutscher Planungen in den fremdvölkischen Osten wesentlichen Ertrag verheißt. Das bisherige erläuternde Schrifttum zu den gebräuchlichen Siedelbegriffen und der jede Nachprüfung der Auswahl ermöglichende Quellennachweis zu den Kartenausschnitten mögen allerorten beispielgebend wirken! Für eine gemeindeutsche Siedlungsforschung ist damit ein zuverlässiger Wegweiser geschaffen.

A. Haberlandt.

E. Ortner: Biologische Typen des Menschen und ihr Verhältnis zu Rasse und Wert. 104 Seiten mit 70 Abbildungen. Leipzig, George Thieme 1937.

Verfasser sucht für die von W. Claus beobachteten und gekennzeichneten seelischen Rassetypen sozusagen eine ideologische Gruppenbildung mit Gegenpaaren zu erzielen, Uebersetzt man seine etwas schwerfälligen Benennungen wie „intrahärenter, intrafugaler Typus“ usw. mit geläufigeren Charakterbezeichnungen, so unterscheidet er etwa einen beharrsamen, einen aus sich heraustretenden, einen ausgreifenden, einen in sich verharrenden, einen gefühlswegten und einen berechnenden biologischen Idealtypus, denen er den fälischen, den westisch-mittelländischen, den nordischen, ostischen, wüstenländischen und vorderasiatischen Rassestil zuordnet. Das mag zeitgemäße Kategorienbildung der Philosophie gegenüber der Anthropologie genannt werden und als solche am Platze sein. Der auf anthropologischem Gebiet auch nur halbwegs methodisch Geschulte wird aber stutzig, wenn nun zur Erläuterung des Verhaltens dieser Rassetypen, entgegen der von H. F. K. Günther mit Recht in die erste Linie gestellten Erbwertigkeit ihrer seelischen Anlagen, der westische Rassestil mit andauernder Handwerksübung, der vorderasiatische mit betriebsamem Handel erklärt wird. Da hat denn doch der Volksforscher das erste Wort! In der Tat sei die Volkskunde dazu aufgerufen; die Seelenkunde des deutschen Bauern hat volksgeschichtliche

Betrachtungsweise ja nicht unwesentlich bereichert. Schließlich sucht Ortner die Stilgebung künstlerischen Gestaltens dem Ausdruck der Rassen zuzuordnen, eine fraglos zeitgemäße Aufgabe. Hier aber — man kann es nur so sagen — wackelt noch Alles, geht man es nur mit der „Wesenschau“ und nicht zugleich auch mit kritischem wissenschaftlichem Bedacht an. M. v. Schwindt wird als Vertreter ostischen Biedermeiers zusammen mit P. Bruegel genannt, van Gogh soll nordischen Stil verkörpern. . . . Dabei war Schwindt familiengemäß und leibhaftig fast der Idealtypus einer nordischen Erscheinung mit ganz leichten dinarischen Zügen, P. Bruegel — nach dem Kupferstich von Aegid Sadeler eher ein dinarischer Mensch mit nordischem Einschlag. Nein: wenn die Rasseforschung nicht zuerst an die gewissenhafte Vertiefung und Auswertung von K. Gerlachs Vorarbeiten über Begabung und Stammesherkunft herantritt und dabei H. Günthers grundlegende Betrachtung der Erbanlagen biographisch fortführt und im geprägten Bild der Persönlichkeit bedachtsam festlegt, hat sie kaum schon als Hilfswissenschaft der Volkskunde Belehrung zu bieten. Das sei zugleich allen jenen Volkskundlern zu bedenken gegeben, die „Rassenkunde“ als Erlöserin aus eigener methodischer Unsicherheit in der Volksforschung begrüßen. A. Haberlandt.

Ernst Lehmann: Erziehung im Volke. 224 Seiten. Langensalza, Julius Belz, 1936.

Den natürlichen, beruflichen und ständischen Gemeinschaften unseres Volkes eignen von je erziehlische Maßnahmen in Herkommen und Sitte. Die Volkskunde hat sie als Seelenkunde darzulegen und ihren Gehalt zu erörtern. Nach diesem einleitenden Gedankengang betrachtet der Verfasser diese Bildungsmaßnahmen nach erziehlischen Kategorien in Familie, Verwandtschaft, Hausverband, Nachbarschaft, Heimat und ebenso im Rahmen von Altersgefüge und geselligem Wesen. Der Volksforscher hätte den Wunsch, den gegenständlichen Inhalt dieses Denkens und Trachtens der sogenannten „Allgemeinbildung“ und der schulmäßigen Pädagogik in schärferer Wesenszeichnung gegenübergestellt zu sehen. Familienbräuche und schulmeisterliche Urteile und Vorurteile der Familienglieder wären da mit Ausführungen über die lebendige Erziehungsarbeit der Stände, Handwerke und Berufe im Hinblick auf ihr Arbeits- und Berufsziel noch zu ergänzen. Es steht zu wünschen, daß man die Ueberlieferungswerte dieser Art volklicher Erziehung der Volkspflege in der Tat nutzbar zu machen vermöchte.

A. Haberlandt.

Edmund Wiessner: Kommentar zu Heinrich Wittenwilers Ring. (Deutsche Literatur. Reihe Realistik des Spätmittelalters, Ergänzungsband). Leipzig, Philipp Reclam, 1936. 330 Seiten, RM 6.—

Ein halbes Jahrzehnt hat es gedauert, bis Wiessner seinen längst fertiggestellten Kommentar zu dem von ihm meisterlich edierten spätmittelalterlichen Bauernepos (siehe diese Zs. 37, 17) im Druck vorlegen konnte. Es ist sehr begrüßenswert, daß dies in Form eines Ergänzungsbandes zu der Reihe der großangelegten Sammlung „Deutsche Literatur“, des neuen „Kürschner“ geschah, in der auch der Textband erschien. Wiessners Zeilenkommentar, der von einer beispiellosen Eingelebtheit in den Text Zeugnis ablegt, läßt von dieser Seite kaum einen Wunsch unbefriedigt, die Volkskunde freilich könnte zu den „Sachen“ noch manches beisteuern. Abgesehen

von den handschriftkundlichen und sprachlichen Bemerkungen liegt immerhin eine Fülle von sachlichen Erläuterungen, vor allem auf dem Gebiete des Sprichwortes, des Erzählgutes, aber auch der mittelalterlichen Kulturgeschichte vor, sodaß sich daraus bei kritischer Einstellung gegenüber der Derbheit der Dichtung ein reiches Bild süddeutschen Lebens des 15. Jahrhunderts nachzeichnen läßt.

Leopold Schmidt.

Georg Schreiber: Deutschland und Spanien. Volkskundliche und kulturgeschichtliche Beziehungen. (Forschungen zur Volkskunde 22/24.) Düsseldorf, Schwann, 1936. 546 Seiten, 155 Abbildungen auf 7 mehr- und 64 einfarbigen Tafeln. RM 18.—.

Der vielseitige, neuen Problemen und Forschungsrichtungen achtsam vorausgreifende Leiter des Deutschen Institutes für Volkskunde in Münster hat hier auf seinem Hauptarbeitsfelde, der Sakralkultur in ihren vielfältigen kulturhistorischen Bindungen ein neues Arbeitsgebiet gefunden, das, zwischen Kirchen- und Kulturgeschichte liegend, auch für die Volkskunde ertragreich zu machen ist. Das Wechselspiel von Kirche und Volkstum in der Ausbreitung der Heiligenverehrung mit dem großen Hintergrund der Pilgerfahrten, hier vor allem nach Santiago und nach Montserrat, wird in seinen Auswirkungen, welche fast wie Kraftströme die Verehrung einer großen Zahl iberischer Heiliger in deutsches Volksgebiet wandern lassen (von Vincentius über Ignaz und Franz Xaver bis zum Bauernheiligen Isidor) in Patronaten, Bruderschaften, Wallfahrten, Segnungen, heiligen Wässern und Oelen, und der ganzen damit verbundenen Motivik aus einem fast unübersehbaren und sonst schwer zugänglichen Material erarbeitet. Ohne derartige Einflußschichten überbewerten zu wollen, ergibt sich doch aus Schreibers Darstellung vor allem ein Bild der tatsächlichen und möglichen Einflüsse und Anregungen, wie es der Volkskunde sonst kaum noch für ähnliche Kulturbeziehungen zur Verfügung steht.

Leopold Schmidt.

Erich Hildebrand: Ueber die Stellung des Liedes vom Herzog Ernst in der mittelalterlichen Literaturgeschichte und Volkskunde (Volk. Ergänzungsreihe, Band 2), Halle, Niemeyer, 1937, 86 Seiten, RM 2.40.

Wenn es auch nicht ganz klar erscheint, warum diese literarhistorische Dissertation in der Ergänzungsreihe des Grundrisses der deutschen Volkskunde erscheint, so wird man doch der sauberen und bedächtigen Arbeit einen ziemlichen Wert für die Erkenntnis sozialer und geschichtlicher Probleme auf dem Gebiete der eigenartigen Zwischenschichte in der Dichtung, welche durch die Begriffe „Spielmann“ für das Mittelalter und „Bänkelgesang“ für die Neuzeit gekennzeichnet ist, zubilligen müssen. Nicht die höfischen Epen über den halb historischen, halb märchenhaften Herzog Ernst-Stoff, der im Volksbuch des 16. Jahrhunderts noch weiterlebte, sondern nur das nicht sehr vielverbreitete und recht unbedeutende Spielmannslied liefert den Stoff der Untersuchung, die in kluger Führung, in wesentlicher Abhängigkeit von den Begriffsbildungen Kurt Wagners, darzutun versteht, daß gerade dieses Machwerk das Vorhandensein eines gewerbsmäßigen Spielmannsstandes, das seit Naumann in Zweifel geraten war, mit einem vermutlich bürgerlich-städtischen Publikum geradezu erfordert.

Leopold Schmidt.